

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1938

46 (13.11.1938)

Der Führer

AM SONNTAG

Sonntag, 13. November 1938

Folge 46 / Jahrgang 1938

MUSIK *im* HEIM

Zum Tag der deutschen Hausmusik 1938 — Von Richard Slevogt

Wir schreiben diese Zeilen in der Absicht, jedem Volksgenossen etwas bieten und sagen zu können, wir wollen das Wesen einer volksnahen Musikpflege, einer in Art und Wesenheit der Deutschen verantwortlichen Volks- und Hausmusik aufzeigen, und nehmen daher bewußt Abstand von historischen und kritischen Untersuchungen. Das Musizieren unseres Volkes von der Zeit der Reformation bis zur Gegenwart und die großen deutschen Meister der Tonkunst sollen Gegenstand unserer Ausführungen sein. Und beides zusammen in der Beleuchtung einer kulturpolitischen Betrachtung und letzten Endes in Abstimmung auf den bevorstehenden „Tag der deutschen Hausmusik 1938“ am 15. November sei die eigentliche Aufgabe dieses Beitrages.

Musik als Sprache der Volksseele

„Musik ist der Ausfluß eines schönen Gemütes.“ Diese Worte eines großen Deutschen des 19. Jahrhunderts kennzeichnen in Kürze das Wesen der Musik, aber auch deren Bindung zur deutschen Volksseele. Musik ist eine Kunst, die sich in der Hauptfache an das Gefühl, das Gemüt wendet, ein Umstand, welcher dann auch fast alle sogenannten „konstruktiven Werte“ zumindest als problematisch empfinden läßt. Selbstverständlich sind die immer gültigen Gesetze der Tonkunst vernunftgemäß gefaßt und zum Teil als „Theorie“ begrifflich bestimmt, doch kommen wir auch hier gar bald zu der Benennung „Klangsin“, „Formgefühl“ u. a., also zu Namen, die ihrerseits wieder ihre Herkunft vom rein Gefühlshabenden, Sinnlichgebundenen erkennen lassen. Der Deutsche ist bekanntlich in hohem Maße Gefühlsmensch. Das Gemüt ist es, welches gar oft in entscheidender Weise sein Tun und Lassen beeinflusst. Im umgekehrten Sinne haben daher auch sogar geschichtlich und staatspolitisch große und entscheidende Geschehnisse stets in der Gefühlswelt des Volkes, insbesondere im Singen ihren Niederschlag gefunden. Aber nicht nur die großen, umgestaltenden Ereignisse sind es, die unser Volk, den deutschen Menschen zum Singen bewegen, auch die Geschehnisse des Alltags, Freude und Glück, Trauer und Trost veranlassen den Deutschen, sich der Macht und Gewalt der Töne hinzugeben. Und hier tritt nun das Heim in Erscheinung.

Und diese Art Hausmusik ist es, die wir pflegen wollen und die uns ein wertvoller Erziehungsfaktor im Volksleben ist. Was war nun das Merkmal des häuslichen Musizierens früherer Jahrhunderte? Die Hausmusik war in vornehmstem Sinne auch Volksmusik. Alle Schichten, alle „Klassen“ oblagen der Musikpflege, die letzten Endes Herzenssache war.

Später war es dann das Zeichen eines kunstbestimmten Bürgerturns — das Musizieren an Fürstenthöfen ziehen wir nicht in den Kreis unserer Betrachtung — wenn wir die Familie bei der Pflege guter Musik antreffen. Bald zeichnet sich die weitere Entwicklung schon deutlich ab. Das Musizieren wird allmählich eine Angelegenheit der kunstinteressierten Kreise. Der einzelne mußte bereits irgendwelche technische Voraussetzungen erfüllen, um der Wiedergabe guter Musik gerecht zu werden. Nicht jeder ist nun noch in der Lage, sich selbst die Literatur zu erschließen, und unverkennbar tritt jetzt die sogenannte

Kunstmusik im Gegensatz zur schlichten, eigentlichen Volkskunst in Erscheinung. Und eben diese Kunstmusik wird nun zum wertvollsten Bestandteil der Hausmusik. Nehmen wir einmal die Zeit Schübens (um 1600) und Bachs (um 1700) mit ihrer hochentwickelten Musikpflege im deutschen Heim. Das befeuerte vorbildliche Gemeinheitsmusizieren feiert hier Triumphe. Aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist uns das Bildnis der musizierenden Mozart-Familie ein untrüglicher Beweis für die hohe Stufe häuslicher Kunstpflege. Als eigentlich bewußt geformter Begriff tritt dann die Hausmusik im Verlaufe des folgenden Jahrhunderts auf den Plan. Es war eine lobenswerte Begeisterung für alles Schöne, Große und Erhabene, welche unzählige Zirkel entstehen ließ und den Ruhm Polyhymniens sowohl in Paläste, als auch in Bürgerhäuser trug. Doch spaltet sich hier als Ergebnis der weltanschaulichen und gesellschaftlichen Struktur der Zeit gar bald die sogenannte „Salonmusik“, ein vermäffterter und oftmals billiger Ableger der guten Hausmusik, ab. In unseren Tagen nun erleben wir ein begriffenwertes Sichbestimmen auf wahre Kunst und eine Rückkehr zu den Quellen der volksverbundenen Hausmusik.

Das Wesen der Hausmusik

Wie wir schon andeuteten, wendet sich die Hausmusik an den kleinen Kreis, an die Familie. Sie soll nicht nur der Geselligkeit dienen, sondern als ethischer Faktor erheben und veredelnd wirken. Welche Grundbedingungen sind nun hierzu erforderlich? Ein musikalischer Mensch wird auch immer ein schöpferischer Mensch sein — je nach Beschaffenheit und Stärke seiner Veranlagung. Nehmen wir an, es finde jemand ein Lied, gleichgültig, ob dies nun ein bedeutsames Kunstwerk oder eine schlichte Weise ist. Immer wird der Singende sein eigenes inneres Erleben zum Gradmesser des Eindringens seines Vortrages machen, immer wird der Zuhörende in dem Maße ergriffen und überzeugt werden, in welchem der Vortragende selbst im Banne der Gewalt der Musik steht und den Tönen Ausdruck zu verleihen vermag. Genau so bei einem Instrumentalwerk. Je mehr der Ausführende sich in die Welt des Komponisten einfühlen und einleben kann, je echter seine persönliche Anteilnahme am einstigen Schaffen des jeweiligen Meisters ist, je mehr also sein „Nachschaffen“ in Erscheinung tritt, desto nachhaltiger wird die Wirkung seiner Interpretation sein. Bei der eigentlichen Hausmusik wird nun die begeisterte am Werk, also die gefühlsmäßige Verbundenheit — neben einem gediegenen technischen Rüstzeug — im Vordergrund stehen. Hier im gemütlichen Heim werden ja keine virtuosen Spitzenleistungen verlangt und angestrebt, hier soll das künstlerische Erlebnis, sei es in einem Einzelspiel oder in der Gemeinschaft, zur Geltung und Entfaltung gelangen.

Die erzieherische Aufgabe

Kein Geringerer als Goethe sagte einmal: „Wer Musik nicht liebt, verdient nicht ein Mensch genannt zu werden; wer sie liebt, ist ein halber Mensch, wer sie aber kreißt, der ist ein ganzer Mensch.“ Es versteht sich von selbst, daß der erzieherische Wert der Musikpflege zum großen Teil in diesem mehr oder weniger eigenständigen Nachschaffen liegt. Denn hier wird der Vortragende gezwungen, sein Inneres zu offenbaren, seine Erlebnisfähigkeit in den Dienst des Kunstwerkes zu stellen und mit aufrichtiger Wahrhaftigkeit den in der Musik enthaltenen Werten Ausdruck zu verleihen. Mit dem Hören guter Musik alleine kann dieser Zweck nicht erreicht werden. Denn hier haben wir es nur mit einem Empfangen, einem Nehmen zu tun. Bei der selbsttätigen Musikausübung aber hat der Ausführende zu geben, und zwar das selbstig Beste, dessen er fähig ist. Und erfahrungsgemäß wird das Musizieren vor andern bzw. mit andern zu immer größeren Leistungen anspornen, wird also in jeder Hinsicht fördernd und weiterbildend sein. Daher das Ideal eines „ganzem Menschen“ im Goethischen Sinne.



Am Klavier

Aufn.: E. Haase, Frankfurt a. M.



Kammermusik

Führer-Archiv

wer sie liebt, ist ein halber Mensch, wer sie aber kreißt, der ist ein ganzer Mensch.“ Es versteht sich von selbst, daß der erzieherische Wert der Musikpflege zum großen Teil in diesem mehr oder weniger eigenständigen Nachschaffen liegt. Denn hier wird der Vortragende gezwungen, sein Inneres zu offenbaren, seine Erlebnisfähigkeit in den Dienst des Kunstwerkes zu stellen und mit aufrichtiger Wahrhaftigkeit den in der Musik enthaltenen Werten Ausdruck zu verleihen. Mit dem Hören guter Musik alleine kann dieser Zweck nicht erreicht werden. Denn hier haben wir es nur mit einem Empfangen, einem Nehmen zu tun. Bei der selbsttätigen Musikausübung aber hat der Ausführende zu geben, und zwar das selbstig Beste, dessen er fähig ist. Und erfahrungsgemäß wird das Musizieren vor andern bzw. mit andern zu immer größeren Leistungen anspornen, wird also in jeder Hinsicht fördernd und weiterbildend sein. Daher das Ideal eines „ganzem Menschen“ im Goethischen Sinne.

Das Klavier als Mittelpunkt

Wir wollen jetzt einmal mehr die technische Seite des häuslichen Musizierens betrachten. Wir sagen wohl nicht zuviel, wenn wir feststellen, daß im Mittelpunkt der Hausmusik der letzten Jahrhunderte das Klavier bzw. seine Vorläufer stand und noch steht. Das Klavier weist eine große Vielseitigkeit auf, birgt eine gewaltige Fülle von Möglichkeiten in sich, so daß es sowohl als Soloinstrument als Begleitinstrument oder als Bindemittel im Ensemble eine hervorragende Rolle spielt. Als Soloinstrument wurde das Klavier durch Franz Liszt in den Konzertsaal eingeführt. Das Wirken der großen Virtuosen des 19. Jahrhunderts hat auch die Bedeutung dieses Instruments im häuslichen Kreise beeinflusst. Jedoch erschließt uns das Klavier nicht nur die gesamte einschlägige Literatur. Wir können daraus auch Opern und Orchestermusik zum Erlernen bringen. Das umfangreiche Lebenswerk eines Haydn, Mozart, Beethoven, eines Schubert, Schumann und Brahms, um nur wenige Namen zu nennen, läßt sich teils in der Urfassung, teils in

entsprechenden Bearbeitungen auf dem Klavier darstellen. Daß natürlich bei modernen Klavierpartituren die Übertragung auf das Tasteninstrument lediglich als größtenteils unzulänglicher Notbehelf zu betrachten ist, versteht sich von selbst, ändert aber an dem Wert des Klaviers nicht das Mindeste. In klanglicher Hinsicht bietet uns das Klavier als Solo- und Begleitinstrument die Möglichkeit der Entfaltung vollkommener Form und echter Dramatik. Es bietet aber auch im Zusammenwirken mit anderen Instrumenten die mannigfaltigsten Verwendungsmöglichkeiten. Wir wollen daher an dieser Stelle keine Einzeltatsachen, ja geradezu einmalige Bedeutung für die Pflege der Hausmusik mit allem Nachdruck unterstreichen.

... und die Kammermusik

Ebenso wichtig und dankbar ist die Aufgabe der verschiedenen Streich- und Blasinstrumente (Violine, Viola, Violoncello, Fäße, Oboe, Klarinette, Fagott und Horn) für die Pflege der Hausmusik. Duos, Trios, Quartette und Quintette in der abwechslungsreichsten Zusammenfassung bilden das Rückgrat häuslichen Musizierens. Die bereits oben genannten Namen spielen auch auf dem Gebiete der Kammermusik eine entscheidende Rolle. Ein gutes Zusammenspiel, vor allem aber das geistige Durchdringen eines Werkes und die dadurch bedingte Gehaltshaltung des Musizierens sind ein hohes Ziel, dessen Verwirklichung aber die beglückende Gewißheit mit sich bringt, einer guten Sache einen guten Dienst erwiesen und das Wollen mit dem Können in wohlthuender Harmonie gebracht zu haben. Daß beim kammermusikalischen Gemeinschaftsspiel auch das Klavier in entscheidender Weise in Erscheinung tritt, haben wir ja früher schon erwähnt.

Neue Wege der Hausmusik

Mit der Machtübernahme des Nationalsozialismus wurde auch die deutsche Hausmusik einer neuen Blüte entgegengeführt. Gute Literatur erfährt wieder die gebührende Vertiefung, vor allem aber ist es die jeiliche Er-

Ein badisches Dorf wird frei

Ein Streifzug durch Jttingens Geschichte — Von Gertrud Roth, Gotha

nerung des deutschen Menschen, die wieder an den wertvollen Wurzeln volksnahe Kunst anzuknüpfen weiß. Dabei ist die Möglichkeit vielfältiger Musikpflege durch einige Tatkraften entscheidend gefördert worden. Durch die planvolle Gründung der Musikschulen für Jugend und Volk soll in Zukunft jedem Volksgenossen Gelegenheit geboten werden, ein Instrument zu erlernen und also selbst musizieren zu können. Weiterhin ist durch das Bestehen der Literatur verlosener Zeitepochen auf den damals üblichen Instrumenten wiederzugeben, die Möglichkeit geschaffen, Blockflöte, Samba, Tambalo und Clavichord, die beliebtesten Instrumente des Barock auf breiter Basis zu neuem Leben zu erwecken.

Aber auch auf dem Gebiete des Singens eröffnen sich dankbare neue Wege. Da liegen z. B. gerade zwei entscheidende Kantaten für kleinen Chor und eine anspruchsvolle Orchesterbesetzung von Gerhart Hauptmann und Cesar Bresler vor uns. Diese Werke können auch ohne weiteres im kleineren Kreise zur Aufführung gelangen. Mit lebhaftem Interesse werden sich die musizierfähigen Kreise unserer Völkchen, namentlich aber unsere Staatsjugend dieser Literatur zuwenden, spürt man doch in diesen Tagen unmittelbar den Pulsschlag unserer Zeit.

„Deutschland ist das klassische Land der Musik!“, sagt Dr. Goebbels. Wollen wir diese Worte beherzigen. Sie stellen nicht nur ein stolzes Bekenntnis, sondern gleichzeitig auch eine eindringliche Mahnung dar. Die Pflege unserer Hausmusik durch möglichst viele Volksgenossen, durch Angehörige aller Berufsstände aber ist der sicherste Weg, dieser beglückenden Aufgabe ein immergrünes Denkmal zu setzen, ein begiegenes häusliches Musizieren ist aber auch Dienst an der kulturellen Erziehung der Familie, am besten Wachstum der deutschen Volkseele!

Das neue Buch



Die ältesten schriftlichen Berichte über das Dorf Jttingen kommen aus der Zeit Karls des Großen. In den Schenkungsurkunden des Klosters Weiskirchen (gestiftet 768) finden wir es unter dem Namen Uchilingen, Uchilingen, Uchilingheim und Uchilingen. Ein anderer frühzeitiger Bericht, beginnend im Jahr 800, ging bei einem Brand verloren. Es ist dem Drängen und dem ausgeprägten Gedächtnis eines alten Jttingers (gest. Ende 1800) zu danken, daß jenes Dokument nicht ganz verlorengehe. Seine Angaben fanden sich im Landesarchiv und herrschaftlichen Hausarchiven befragt. Die Abänderung der Urkunden vollzog sich in jener Zeit mit dem Wechsel der Grundherrschaften. Der Eroberer eines Landes nahm dieselbe in Besitz und bestellte damit hervorragende Persönlichkeit oder Befehlshaber wieder einen Zeit bestellten, an den Adel ab. Die Grundherrschaft konnte aber dieses Land und seine Einkünfte nach Willkür und Belieben verfügen. So war Jttingen durch eine Reihe von Jahrhunderten ein Marktsiedelort, das wie viele andere Orte des Kraichgaus, aus politischen, religiösen oder freundschaftlichen Gründen von einer Hand in die andere wanderte. Es waren es auch nur die Teileinkünfte eines Hofes. So hatte beispielsweise der Dahnenshof an die Herrschaft von Neipperg zu Schweigern, an die Pfarrei und an die Herrschaft v. Gemmingen-Hornberg zu ziehen. Der Schöpfungshof an die Kellerei Hilsbach, der Kräuterkhof an die Herrschaft v. Gemmingen zu Gemmingen, wiederum andere an das Kloster Hirsbach und an die Kirche in Jttingen. Ursprünglich stand Jttingen unter der Oberhoheit der Kurfürsten von der Pfalz. Daran erinnert die Kurfürstentafel an der unteren Mauer mit dem Signalstein Nr. 3204, dem Wappen des Kurfürsten von der Pfalz und der Jahreszahl 1572. Im 11. Jahrhundert hatte ein Geschlecht v. Uchilingen Rechte und Einkünfte hier. Diese schenkte ihnen später dem Kloster Hirsbach. Danach kamen die Herren v. Dahnenshof. Diese verkauften an Dieter v. Gemmingen. Die Söhne Dieters v. Gemmingen erhielten aus dem Nachlaß der Grafen v. Uchilingen deren Einkunftsrechte, die solche im Ort besaßen hatten. Das Geschlecht der v. Uchilingen besaß die Stelle der mächtigen Reichsgaugrafen und hatten die Ravensburg als Lehen, bis sie dem uralten Geschlecht der Götter übertragen wurde. 1365 kaufte die Herrschaft v. Gemmingen von Heinrich von Nordheim das sogenannte Eimerleben. Durch Erbschaft kamen 1414 die Rechte und Einkünfte Ravens v. Menzingen dazu. Bis zum 30jährigen Krieg hatte auch Walter v. Sternfels Einkünfte in Jttingen. Im Jahre 1675 schenkte der Kurfürst v. der Pfalz seine gesamten Rechte und Einkünfte, die er noch in Jttingen besaß, den Herren v. Gemmingen, da sie sich im Bauernkrieg zu seinen Gunsten beteiligt hatten. 1680 verkauften diese einen Teil an General Schmittberg der in österreichischen Diensten stand. 1780 erlosch diese Linie. In diese Zeit fällt der erste Vereinigungsversuch Jttingens von Fronen, Lehnten und Leibeigenschaft. Ein Plan, der an der Uneinigkeit der Bürger scheiterte. So fiel der Schmittberg'sche Anteil wieder an die Herrschaft von Gemmingen.

Ueber das Verhältnis der Grundherrschaft und ihren Untertanen läßt man am besten einen Auschnitt aus einer Urkunde des Jahres 1579 sprechen. Dieser sog. „Bonfelder Vertrag“ ist ausgefertigt zwischen den Göttern und Völkern v. Gemmingen zu Wilsfeld und seinen Eigentumsuntertanen von Jttingen, um etlicher Beschwerden Willen der Lebensgemeinschaft wegen. „Wonach die abgeordneten Untertanen nach Bonfeld befohlen, notwendig geordnet und beiständig, daß sie sich gegen die Dorfordnung, wonach sie jährlich pflichtig und gegen die ihnen von Gott herabgeleitete Obrigkeit übermäßig empören, widerwärtig und halsstarrig erweisen, geringfügig verbietet bürgerlich zu strafen.“ Danach werden die Abgaben, erneuert festgelegt. Es sollen die jährlich fallenden Früchte, Pflanz, Gänge und Kapannen (sog. Blutzehnte) gen. Mischfeld in des Junkers Behauptung gebracht werden. Sollte dieser einen seiner Untertanen zum Frondienst gebrauchen, so soll derselbe am Abend vor dem Frontag zu Mischfeld ankommen, dabeist das ihm zuzehende Fronbrot erhalten. Nachdem er seine Arbeit fleißig und treulich verrichtet, soll er am Frontag eine Stunde vor Nacht

Lichtvoller Herbst

Von Paula Kromer

's lit alles jetzt in willos stiller Ferni. Sanft strich der Wind dur' d' Taler lüch an lau, Vo noch u wit zwei helli Vogelstimme Verliere sich im zarte, helle Blau!

E blanki Pflugschar rift sich tief in d' Erde, E winzig Chörnli leit sich an die warmi Scholle, Un keis verghoht, wo Lebe in sich treit, 's wachst wieder us der Erde, us der ubervolle!

Es stirbt e alte, müde Mensch, wird Staub u Aesche, E fruchtbar Somehorn leit er sich still in Grab, Un was er pflanzt und gsait im herte Lebe, Das bleibt als syner Erbe wundervollschö! Hab!

Erfüllig in Natur u Menschliche isch. Das still u gewis Vergho u chraftvoll nea Usebe, 's isch nit vergebis, nit was nit bruchst us, Do drin verspiert me erscht der Gottheit ewig Webe!

wieder heimgelassen werden. Braucht der Junker die Fron nicht, so kann dieselbe 8 Tagen vor Tag abgelöst werden. Jedoch die Wahl des Gebietes zu reisen oder die Fron zu leisten soll völlig bei des Junkers Willkür und Belieben stehen. Fröhen und trocken in der Offenszeit nur dem Junker zu. (Demnach sind die def. Eisenforellen eine fast 100jährige Spezialität.) Die Untertanen sind verpflichtet Hunde zur Jagd und zum Waldwerk zu halten.

„Nachdem die Untertanen in wohlüberlegter Erkenntnis ihres hierin fröhlichen Willens, daß solches Verhalten ein Spiegel fortwährenden Wohlwollens sei, und zu dergleichen Handlungen wieder ihre Obrigkeit nimmer bewegen lasse, der Strafe erlassen und in Schuld und Gnaden wieder aufgenommen.“ Unterfröhen und verriegelt zu Bonfeld. Somit brachte die Empörung der gemachten Untertanen keine Erleichterung ihres harten Loses, vielmehr zufällige Demütigung und nachher den Funken der schon lange glimmte und kaum 100 Jahre später im Bauernkrieg zu hellem Brand aufschlag. Nicht spurlos ging die Belagerung der Festung Hilsbach im Winter 1621—22 an Jttingen vorüber. Die

mitten Sorden Tillis kamen fleißig über Molsbach und Sumpfen. Niemand irat ihnen entgegen. Auf Jttinger Gemarkung, in der sog. Nordklinge in den Felsen, bezogen sie Winterlager. Sie führten große Erdwerke und Schanzen auf, deren Anlagen noch zu finden sind. Die verhältnismäßig tiefe und schmale Halde war wahrscheinlich überdeckt und bot so guten Schutz. Die umliegenden Ortschaften mußten die Soldaten verköstigen. Es wird erzählt, daß sie mit Vorliebe Rüben und Schweinefleisch aßen. Solches mußte im Dorfe gekocht und ins Lager getragen werden. Die Truppen fanden unter Oberbefehl des bayrischen Generals Schmitt. Am 22. März 1622 wurde die Festung nach heroischem Widerstand von den kaiserlichen genommen. Grausam verführten sie mit den Befestigen. Alles wurde niedergebaut. Ein Mistfänger hinterließ einen Bericht aus jenen blutigen Tagen, voll grauenhafter Tatsachen. Wenn auch keine Festung, so trug doch Jttingen einen der trauerlichsten Zeit entsprechenden Charakter. Der heute noch so benannte Dorfstraben, damals ein Wall mit Wachtürmen versehen, war der Grenzschutz, das bekannte Burgtor der einzige Zugang zum Jttingental. Der dort an das Dorf grenzende Wald bot Schutz bei etwaigen Ueberfällen. Dort verkehrten sich die Bewohner oft tagelang mit ihrer besten Habe. In den Gebäuden gab es geheime Gemächer, oft mit Ausgang ins freie Feld. Das Getreide verbrag man vor dem jungtägigen Feind in Erdhöhlen. Fröhen man heute auf dem Dattenberg im Jungloch oder Finkenberg mit schwer beladenen Wagen und hört tief unten ein dumpfes Rollen, so deutet das auf Vorhandensein eines solchen Fruchtlagers. Von diesem Jttingen vor dem großen Krieg blieb nichts als ein paar Häuser, das übrige lag in Schutt und Asche. Was Weß und Krieg von den Bewohnern vertrieben, war in alle Winde verstreut. Die sich zurückfindenden Flüchtigen Hofe auf dem Rosenberg, und hielten recht ober links der Offens. Doch mußten sie bald erfahren, was ihre Vorhaben veranlaßt hatte, an den Gang und nicht ins Tal zu bauen. Die Offens trat oft über ihr schmales Bett. Die Wasserzeichen an alten Gebäuden zeigen die Höhe der Ueberflemmungen. Eine Generation später schlugte man sich durch Damm und Wehr.

Gatte der Bauernkrieg nicht die erste Freiheit und keine Erleichterung der Lasten gebracht, so war doch der Glaube an die Grundherrschaft als die von Gott fürgeleitete Obrigkeit für all und ewige Zeit geblieben. In endlosen Prozessen kämpfte die Gemeinde um ihr Recht, da die Grundherrschaft auf die Wehrlosigkeit ihrer Untertanen bauend, demselben oft ihre rechtlichen Verträge an Holz, Weizen zur Remission der Kirche, vorzuziehen. Daß die Prozesse zumgunsten der Gemeinde oder ganz im Sinne verließen, ist nicht erkaunlich, wenn man den Aufbau des Gerichtswesens jener Zeit betrachtet. Der Standesherr war zugleich erste Gerichtsperson, hatte den Stab (Bürgermeister) eingesetzt. Danach kam das Hofgericht, dann das Reichsgericht. An den höheren Gerichtsstufen waren alte Adelsgeschlechter als Gerichtsperionen und Richter vertreten. So auch v. Gemmingen als eine der ältesten Adelsfamilien im Kraichgau. Nach den Akten des Kirchenprozesses waren abgeordnete Männer von Jttingen zwei Tage in Wien, bis sie endlich mit ihrem Anliegen vor das Reichsgericht kamen. Man vermachte sich, ihrer Sache anzunehmen und das Urteil nachzusuchen. Es ist jedoch bis heute nicht eingetroffen.

Im Anfang 1800 fand das Bestehen der Festschlossung Widerhall bei Margraf Friedrich v. Baden. Jttingen war die zweite Gemeinde in Baden, die 1838 das erste zehnjährige Jahr erlebte. Wie mag es unieren Unglückseligen zu Mut geben sein, als sie bei der Ernte nicht mehr die sechste Garbe oder legen mußten, und nicht die eigene Frucht dem Wetter preisgeben, um des Junkers Garben zu binden. Noch band sie der kleine Lehnte, Pründe um, aber mit der Bildung des großen Lehnten war der erste Schritt zur Befreiung getan.

IM LANDE DER HAUSMUSIK

Ein halb Jahrtausend Hausmusikpflege am Oberrhein — Von Friedrich Baser

In keinem Lande wurde wohl seit je so eifrig Hausmusik gepflegt, wie in den gelegenen Oberrheinabteilen von Tübingen und Marburg bis zum Rheingau hinab. In der Gelehrtenfamilie Platter zu Basel wurde durchs ganze Jahrhundert vor dem 30jährigen Kriege volkstümliche und edle Hausmusik begeistert gepflegt. Der Vater Johann Platter, der berühmte Humanist, hatte als armer Pflanzling im Wallis die Dichtkunst und wohl auch gelegentlich das Alphorn neben der Schalemei geblasen und sammelte in seinem Waller gastfreien Heim, wie später auch sein Sohn Felix, der viel gereisene Arzt, alle nur denkbaren Instrumente, deren Spiel ihre Freizeit füllig machte. Basel benutzte sich durch alle folgenden Jahrhunderte das Erbgut häuslichen Musizierens, wie z. B. in der Familie Hirsbach u. a. Gleiches gilt von Jülich, Bern und St. Gallen hinab bis Mainz, Frankfurt und Offenbach. Für seine Mannheimer Hausmusikfreunde schrieb Mozart 1777—78 seine Klavier- und Violin-Sonaten der junge Karl Maria von Weber

ebenfalls 1810 für seine Heidelberg-Darmstadt-Mannheimer Hausmusikpartner Cellolist, Violinisten, Gitarrenspieler u. a. Von seinen Freunden lernte Alexander von Dabich nach viele Jahrzehnte ideale Hausmusikpflege in Karlsruhe und Heidelberg fort, Gottfried Weber in Mannheim und Mainz. In seiner Freiburger „Villa Cremona“ wußte Oscar Mez beim Spiel alter Cremoneser Geigen sein Herz jung zu erhalten. Schon den 15jährigen unterrichtete Konzertmeister Fleiner, ein Schüler Molieres; mit dem Dichterleuten des Mathematikers Dettinger spielte er Mozart-Sonaten. Auch im Heim seines Gymnasialdirektors, des Großvaters Wilhelm Furtwänglers, wurde ansächtig musiziert. Nur war Rudolf Serckus kein Lehrer, der zweite Kapellmeister und erste Konzertmeister der Freiburger Oper, später auch der Braunschweiger Oper, Karl Dohner. Denn Serckus war nach Unterlaken berufen worden, wo er die Kurkapelle zu beachtlichen Leistungen emporführte. Hier lernte der junge

Houston Stewart Chamberlain erstmals Richard Wagners Werke kennen, die seinem ganzen Leben Richtung und Ziel gaben. In Heidenburg nahm Mez die Gelegenheit wahr, unter seinem Lehrer kurz im Orchester mitzuspielen. Auf seiner in Mannheim erworbenen Geige von Nicolai Amati musizierte er im Hause Fleiner, nachkommen der Lotte, die Goethe in „Werthers Leiden“ verewigte. In Frankfurt a. M. genoss Mez noch den Unterricht Hugo Heermanns, mit dem er bei Clara Schumann zugegen war, als Brahms aus Wien eintraf und die Urschrift seines Violinconcertes vorlegte, aus der es Konzertmeister Franz am Flügel vom Blatt spielte. In Frankfurt konnte Mez nach Dertzenslust häusliche Kammermusik treiben, mit seinem Freunde Fritz Wassermann, der noch lange in der Goethehalle als Geigenprofessor wirkte, mit dem Theaterarzt Dr. Fischer aber dem „Silfquartett“, alten Herren, die in jahren ebentönenen Spiel treu zusammenhielten bis Tod und Weltfriebe sie trennte. Aber sie durften noch ein einträgliches Jubiläum feiern: ihren tauendsten Quartettabend!

Ueber Wien und Berlin, wo erabische weitermusiziert werden konnte, feierte Oscar Mez nach Freiburg heim, wo er unter dem Vizebürgermeister Hermann Dimmler im „Vilsharmonischen Verein“ mitlana, die Hausmusikabende der „Zimmermannsgesellschaft“ leitete, auch mit Danner, dem Chorbriganten und -Komponisten Nemann und seinem celloplisenden Bruder Julius Mez zum Streichquartett zumalmentret. Seit 1898 musizierte er mit seinen drei älteren Söhnen im Familienquartett, deren man auch sonst am Oberrhein überausviel mehr fehlender kann. Erste Cremoneser Geigen fanden hier in der in italienischen Renaissancestil erbauten „Villa Cremona“ zur Verfassung. Mez erzählt in seinen Erinnerungen „Alle Geigen — Junge Geigen“, die sein Sohn Prof. Dr. John Richard Mez 1938 herausgab, vom „Musikzimmer, in dem zur Rechten die italienischen Geigen ruhen, zur Linken die Violinisten der Geigen- und Kammermusikliteratur, geziert durch die Totenmaske Beethovens, es hat Hunderten von Musikliebenden abgedient. In seinen vier Wänden haben Künstler und Musikfreunde aus aller Herren Länder gewohnt. Und gar oft ist in ihm noch nach mitternächtiger Stunde eines der späteren Streichquartette Beethovens erklingen. In den häuslichen Geigen und Musikfreunden schalten neben Musikdirektor Hermann Dimmler und Domorganist Karl Dohner der Violoncellist des Städtischen Orchesters Franz Aldermann, der begabte Sänger, Pianist und Rezitator Ludwig Dineken, Konzertmeister Vogel, der Brauchstil Heinrich Fischer, Herr Konzertmeister Rudolf Weber, der langjährige Dirigent des Städtischen Orchesters, Kapellmeister Guitav Starke, sowie der Bürgermeister Dr. Karl Dohner ferner der Opernsänger Max von Manoff und dessen Gattin, eine vornehme Pianistin und viele andere mehr.“

Aus ihrem Freiburger Heim brachte Henriette von Feuerbach ihre Musikfreunde mit nach Heidelberg. Bei Alexander von Zuffi spielte die bei Beethoven-Trio und Mozart-Sonaten mit, im eigenen Heim mit Baden-Bader Gästen: Johannes Brahms, Clara Schumann, Malaja Dregni (von Brügger) u. a. In ihrer Mannheimer Villa empfanden die Geigenmeister Meis (fest Theater-Museum) jahrgestaltene Geigenmeister und Komponisten, u. a. Hugo Wolf, zu stimmungssoollen Hausmusikliebenden. Und ästhetisches findet man rinauam am Oberrhein, von Brezgen bis Straßburg. Winterthur bis Darmstadt, Konstantz bis Pforzheim und Wertheim, von Donaueschingen bis Kolmar rad Mühlhausen.

Ein alter Komödiant erzählt

Der Guido Tielischer einmal als Charles Tante gesehen hat, wird das sein Leben lang nicht vergessen. Und jedesmal, wenn er daran denkt, werden sich seine Lippen zu einem vielgelagerten Lächeln kräuseln. Wir brauchen nicht einmal zu einer seiner Glanzrollen anzufragen, denn Guido hat wohl niemals auf der Bühne gestanden, ohne daß seine Zuschauer in kümmerlichen, endlosen Rachlagen ihren Beifall bekundeten. Fast ist Guido Tielischer 79 Jahre. Bieleicht hat schon manchmal einer seiner alten Verehrer gefragt: „Was mag nur der Tielischer machen? Man hört gar nichts mehr von ihm.“ Daß wir ihn nicht mehr auf der Bühne sehen, wird wohl je dem einleuchten. Doch jetzt ist ein Gruß von Guido Tielischer, dem Unvergesslichen, was aus der hirtlichen Humor eingeschikt hat. Guido Tielischer hat ein Buch geschrieben. „Erinnerungen eines alten Komödianten. Erlebtes und Erpöteltes“ hat er sie genannt (Verlag Landsmann, G. Vanagenseid, Jun., Berlin-Schöneberg). Ein Mann, der im Jahre 1927 zum 50jährigen Bühnenjubiläum gratuliert werden konnte, hat natürlich viel zu erzählen, denn er hat eine Zeit am deutschen Theater miterlebt, da es dort noch etwas anders ausah als heute. In jener Zeit, da es Tielischer zum Theater trieb, mußte man der hirtlichen Welt Leben wohl lazen, denn ein Komödiant war aus der hirtlichen Gesellschaft ausgeschlossen. Dazu kommt nun bei Tielischer noch, daß er eine nicht alltägliche Bühnenlaufbahn hinter sich hat. Er ist nicht alltägliche Bühnenlaufbahn, „Adio“ an, sondern trat zuerst in einem kleinen Wanderzirkus in einem Persepekt auf. Hier hat er seine arbeitsfähige Ausbildung bekommen, die ihn später auf den Brettern der Berliner Theater zu den oft erkaunlichen Leistungen von Gewandtheit und Behändigkeit befähigten. Der kleine, zur Rundlichkeit neigende Guido hat es auf dem Theater der Seroen und Helben nicht ganz leicht gehabt, doch wußte er von Anfang an, wo seine eigentliche Begabung lag. Und die wußte er zu pflegen und zu bilden nach seinem Grundlaß: „Lieber einen Freund verlieren, als einen Wis.“

Doch das ist nicht das einzige, was Guido Tielischer von sich in diesem Buch erzählt, vielmehr werden diese „Erinnerungen eines alten Komödianten“ zu einem Schild Theatergeschichte in einer klaren, humorvollen Form von einem der größten Komödianten, den das deutsche Theater hatte, erzählt. Denn das erkennt man in jeder Zeile, daß Tielischer von seinen anzuenden, zündenden Einfällen und von seinem herabfallen, befallenden Humor aber auch noch gar nichts einabsticht hat. Dadurch aber hat er diesem Buch etwas ganz Charakteristisches gegeben. Schon nach den ersten Abschnitten erkennen wir, daß dieses Buch nur einer zu schreiben kann: Guido Tielischer. Und wir lesen es mit demselben lachenden Muten von der ersten bis zur letzten Seite, wie wir ihn einst auf der Bühne sahen.

Günther Rohrdanz

BADISCHE SCHNÜRREN

Carlina wählt

Unvergesslich ist mir ein Washtag in einem kleinen Ort im Hanauerland. Ein Zimmer im zweiten Stock des Rathauses war als Wahllokal eingerichtet. Schon bei Eröffnung fanden die Wahlberechtigten im Flur und über die Treppe verteilt bis auf die Straße hinaus, um dem Führer ihre Stimme zu geben. Unter ihnen Carlina, ein hochbetagtes, langsam denkendes und daher auch schwer begreifendes Weib. Sie ist gerade Arant und kommt eben wieder aus der Wahlzelle heraus, geht auf den als Wahlleiter fungierenden Bürgermeister zu und fragt: „Ni Bürgermeister, do sin jo zmal Mei drinne, soll i mit nem bläue oder mit nem rote schriewe?“ Er erklärt ihr, daß dies ganz gleich sei, worauf sie sich wieder in die Zelle begibt. Doch nur um sofort wieder aufzustehen und zu fragen: „Nest Bürgermeister, wo mureß i Strigel himmade?“ und er als unparteilicher Wahlleiter befragt sie: „Na, Carlina, des münt ihr selber wisse, des derf i euch net sage.“ „Gehertzart unbeeinflusst geht sie einige Schritte in Richtung der Wahlzelle, um nochmals umzufragen und zu fragen: „Sage, noch, ich des „Ja“ der Hüter“, und als dies bejaht wird, meint sie jedenfalls um ihr kümmerliches politisches Wissen zu zeigen: „Dann wuß i ich“, geht in die Zelle und kommt nach einer kleinen Weile wieder heraus, in der einen Hand den Wahlzettel, in der andern den Umschlag und fragt:

„Bürgermeister, tun ihr des do nintede, oder müß i's nintun?“ Als der Bürgermeister ihr dies zur Pflicht gemacht hätte, entlockte sich Carlina mit derselben Umständlichkeit, mit welcher dieser Aufgabe und gab den Umschlag ab. Man denke sich, hunderte von Weibern und Männlein warten „aus fertigwerden“ von Carlina und genießen mit mir alle die Naivität und das gute Rollen es recht zu machen, denn das Carlina hatte sich lange vorher schon auf diesen Akt vorbereitet.

Drehende Kragrum!

Der evangelische Pfarrer einer mittelbadischen Gemeinde hatte seine liebe Not, denn unter seinen Schäfchen waren gar manche ungeraten. Besonders arif es ihm ans Herz, als er feststellen mußte, daß man auch vor dem pfarrherrlichen Garten keinen Kelpett zeigte. Er wollte ihnen in der nächsten Sonntagpredigt schon klar machen, wohin ihr jüdisches Leben führen müße und hatte sich das entsprechende Thema zurechtgelegt.

Der Sonntagmorgen kam und der Pfarrer ging eben nochmals durch seinen Garten. Dabei entdeckte er mehrere Diebersteine, die ihn daran in Garnisch brachten, daß er kaum die Zeit des Kirchganges abwarten konnte. Na, die sollten heute mal was zu hören bekommen!

Endlich war es so weit. Langsam Schrittes, fast an jeder Stufe

anhaltend und den Blick über die „höchste Brui“ schweifend lassend, betrat er die Kanzel. Bald hatten die Kirchgänger bemerkt, daß es eine Strafpredigt war, die da auf sie herunterprasselte. Der Pfarrer sparte nicht an Beispielen, die er den Verdorbenen als Vergeltung in der Ewigkeit in Aussicht stellte und der Schwung seiner Rede und seiner Arme hatte mächtigen Antriebes aus dem eigenen, als so schwer heimgeleitete Dölkarten.

Was Wunder also, daß sich sein Gastfragen mit der Binde auf die Seite verloh, ohne daß er dies gemerkt müdel. Als gar bei einem kräftigen „Weiter!“ auf die Kanzelöffnung ein dickes Buch ins Kirchengestühl herunterfiel und der Max vom Badäckerhof es mit klirrenden Schritten wieder hinauf trug, rief einer dem oben ankommenden Max zu: „Dreh em a glei s'Kragel rum!“

Tret em an de Kanze...!

In einer Karlsruher Vorortgemeinde spielte man schon vor dem Kriege leidenschaftlich gerne Fußball. Es gab insbesondere kein Spiel am Ort, bei dem nicht auch ältere Leute (manchmalen Anteil nahmen bei solcher Gelegenheit) hätte einmal ein altes Männlein dem Torwart der heimischen Mannschaft, der durch allzuhartes Bedrängen des gegnerischen Mittelstürmers Not litt, voller Mut zurufen: „Franz, tret em doch an de Kanze, daß em alle Rädle rum gehu.“ S. M. G.

Künstlerporträts vom Badischen Staatstheater

Das Rampenlicht

Von Günther Röhrdanz

Marie Fraendorfer

Ueber alles die Liebe zum Theater

34 Jahre Karlsruhe. Das ist eine lange Zeit. Im Jahre 1906 lief also im alten Karlsruher Bahnhof der Zug von Berlin ein, der die gefeierte Künstlerin zusammen mit ihrer Kusine, die sie immer begleitete, in die Kaiserstadt brachte. Durch die Stadt polterte noch die Pferdewagen. Und die bekannte Heroine und Salon-dame, die in Berlin verweilt worden war und nun dem Ruf des damaligen Intendanten Baßermann Folge geleistet hatte, hat während des ganzen ersten Jahres selbst nicht geglaubt, daß sie länger als eine Spielzeit in Karlsruhe bleiben würde. 34 Jahre sind daraus geworden. Und heute ist diese Stadt ihr zur zweiten Heimat geworden. Schon Ferientage fern von Karlsruhe genügen, um das Heimweh nicht mehr zum Schweigen kommen zu lassen.



Ein Bild aus der Anfangszeit. Marie Fraendorfer als Loni in „Herrgottschnitzer“. Aufn.: Kuban, Konstanz.

Heute in jeder Aufführung, in der die Karlsruher Marie Fraendorfer bewundern dürfen, ihre schöne Erfüllung finden. Noch heute ist diese große Künstlerin wie im ersten Tag ihrer Theaterlaufbahn erfüllt von heiserer Liebe und jugendlicher Begeisterung für die Welt des Theaters. Und diese in allen wirklich großen Schauspielerinnen und Schauspielerinnen schimmernden Eigenschaften machen Marie Fraendorfer zu einer überlegenen Menschenbakterin, befähigen sie, bis in die letzten Tiefen einer dichtesten Gestalt einzudringen und sie mit blutvollen, echten Leben zu erfüllen.

I brauch' kei Theatergrel

Von dieser unendlichen Liebe zum Theater war schon die 13jährige, fröhliche Wienerin erfüllt, als sie aus übervollem Herzen den Eltern ihren Wunsch offenbarte, zum Theater zu gehen. „I brauch' kei Theatergrel“, war die Antwort des Vaters, in der er deutlich zum Ausdruck brachte, daß er von diesen Wünschen seiner Tochter keineswegs erbaut war. Wie hatte überhaupt diese Lust in der Familie nicht auftauchende seltsame Neigung in der jungen, klotten Wienerin Platz greifen können? In der ganzen Familie gab es bis dahin keinen Bühnenkünstler. Und doch war jetzt auf einmal die Begeisterung da, entzündet durch die großen künstlerischen Erlebnisse, die das Burgtheater mit jeder Vorstellung allen Wienerern schenkte. Und bei der funstliebenden, unendlich musikalischen Mutter fand die Tochter dann auch mehr Verständnis. Sie wurde von da ab die Vertraute der Theaterpläne der Tochter. Vielleicht hat sie es sogar gerne gesehen, wenn die Tochter unter denen zu finden war, die schon am Vormittag um 11 Uhr an den Kassen der Burg sich drängten, um für die Abendvorstellung noch einen Platz auf dem hohen Olymp zu ergattern.

Und eines Tages war es dann so weit. Das „Theatergrel“ tat den Sprung. Es wurde Schülerin des Konservatoriums in Wien. Und unter ihren Lehrern Altmann und Arnau für Sprechkunst und Baumeister für das Dramatische war der große M i t t e r w o r z e r, der neben seiner Tätigkeit am Burgtheater als Professor am Konservatorium wirkte.

Charlotte Wolter als Vorbild

Von einem später fanatischen Entfussasman waren die Jungen und mitten unter ihnen Marie Fraendorfer erfüllt. Charlotte Wolter, die berühmte Heroine des Burgtheaters, war ihr Vorbild. Ein hohes Ziel hatte sich die junge Künstlerin damit gesetzt. Abgöttisch wurde



Die neueste Aufnahme von Marie Fraendorfer. Aufn.: „Wähle Dein Bild“, Wien.

diese große Meisterin einer klassischen Schauspielerkunst verehrt. Und noch viele Jahre später, als Marie Fraendorfer selbst schon als gefeierte Schauspielerin auf den Brettern stand, die die Welt bedeuten, hat sie bei einem feierlichen Empfang, der nach einem Gastspiel der Wolter in Berlin veranstaltet wurde, mit stolzendem Herzen als Gast in einem Seitenzimmer gesessen und ihr großes Vorbild anständig bewundert. Aber mit einem solchen Vorbild und einem so hoch gesteckten Ziel mußte der Sprung ins Rampenlicht glückselig gelingen. Und er gelang wirklich. Eines Tages hatte die 17jährige ihr erstes Engagement für Glogau in Schlesien in der Tasche. Mit einer Kusine, die sie auch später nie wieder verlassen hat, fuhr die junge Künstlerin in die Welt ihrer Sehnsucht. Es war nur ein kleines Theater, an dem sie jetzt tätig sein sollte. Der Nachwuchs um 9 Uhr zur Stafflerie und um 10 Uhr zum Chor für die Oper antreten. Und trotzdem hat die Künstlerin für die Bühnenpraxis gerade hier viel gelernt. Hier stand sie auch zum ersten Mal selbst als Salondame in einem Lustspiel von La Roche auf der Bühne. Hier wurde auch der Drowski ohne jede Gesangsprobe gegeben. Und in dieser Welt ging die Künst-



Dreimal Marie Fraendorfer. Die Aufnahmen zeigen die Künstlerin in drei bedeutenden Rollen am „Deutschen Theater“ in Berlin. Von links nach rechts als Adelheid von Waldorf in Goethes „Götz von Berlichingen“, in der Titelrolle von Goethes „Iphigenie“, in der Titelrolle von Shakespeares „Winterräumen“. Aufn.: Lili, Berlin (2); E. Bieber, Hamburg (1)

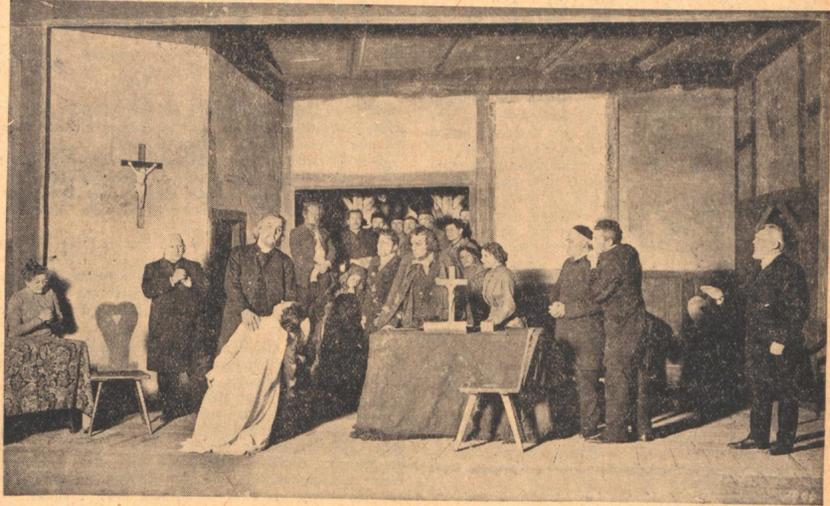
lerin vollkommen auf. Der Gedanke allein an das Theater konnte sie alles Irdischen entrücken. Den Blick nach oben gerichtet war sie in ihrer Welt. Einmal wurde sie aber recht unzufrieden ins Diesseits zurückbeordert. Ganz in Gedanken versunken war sie über den Glogauer Markt gegangen. Auf einmal lag sie mitten unter den Salatkrüben. Diese alltäglichen Geschehnisse, in denen geschäftstüchtige Bäuerinnen am Markttag ihre Erzeugnisse feil boten, hatten den beschwingten, melancolischen Schritt der jungen Kunststufelantin ins Gebenmt, die nun noch obendrein das Gefühlspe einstecken mußte.

Zu großen Erfolgen

Auf Glogau folgte Görlitz. Und von hier kam Marie Fraendorfer nach Breslau. Es ging aufwärts auf der Leiter zum Ruhm. Jede Sprosse aber kostete Arbeit, Arbeit und noch einmal Arbeit. Auch auf dem Theater will der Erfolg erarbeitet und errungen sein. So hatte es die Künstlerin ihrem Fleiß und ihrer großen Begehung zu danken, daß sie schon in Breslau alles spielte, was gut und teuer war. Büchstum und Presse feierten sie. Und einer der Presseleute verteilte sich sogar zu einer der jungen Künstlerin fast gefährlich klingenden Prophezeiung, daß er sie bestimmt eines Tages in Berlin am Residenstheater sehen würde. Sieß das nicht, das Schicksal herauszudrücken? Und doch hat dieser Pressemann recht behalten, denn noch ehe die Künstlerin in Breslau recht warm geworden war, kam wirklich der Ruf ans Residenstheater in Berlin. Der erste ganz große Erfolg war errungen! Klopfernden Herzens fuhr Marie Fraendorfer in die Reichshauptstadt. Zum ersten Mal sah sie diese große Stadt in ihrem Getriebe und erlebte ihren Nubsthumus. Doch, was kümmerte die beiden Damen die Stadt selbst? Das Theater war ihre Welt, hier wollte sie schaffen und wirken. Hier wollte sie die Berlin-lerin erleben. Und schon der erste Abend als Clotilde in Sardous „Fernande“ wurde ein großer künstlerischer Erfolg. Und das nicht allein. Nach der Vorstellung erlöbte der Intendant ihr eine Gage ohne weiteres um 100 Mark, allerdings mit mahnend erhobener Finger, sie sollte aber nun nicht übermütig werden.

Einfach verkauft

Dieser Intendant war Lautenburg, der sich hier von einer seine Klasse sonst kaum kennzeichnenden Seite zeigte.



Aufführung von Björnsons „Ueber die Kraft“ am „Deutschen Theater“ in Berlin. Im Vordergrund kniend Marie Fraendorfer

Am so deutlicher bewies er später, daß er absolut nicht ans der Art gefallen war. Durch die Erfolge im Residenstheater war Arronge, der Intendant des „Deutschen Theater“ auf Marie Fraendorfer aufmerksam geworden. Als er sich an Lautenburg mit der Bitte um Ueberlassung der Künstlerin wandte, von der er

rührte. Als es dann Marie Fraendorfer einmal passierte, daß ein Theater, mit dem sie Vertrag hatte, Pleite machte, noch ehe sie überhaupt gespielt hatte und sie so mit anderen Kollegen einfach ohne Engagement war, hatte sie genug von diesen Säunen der Berliner Theater und ihrer unabhängigen Geldgeber. Als dann der Ruf Baßermanns von Karlsruhe kam, ging sie kurz entschlossen an das damalige Hoftheater. Wieder öffnete



Die Künstlerin in einer Rolle aus der Residenstheaterzeit in Berlin. Aufn.: Privat.

sich ihr eine neue Welt, denn bis dahin war die Künstlerin an einem Hoftheater noch nicht gewesen. Und hier in Karlsruhe in Marie Fraendorfer dann geliebt bis auf den heutigen Tag.

Am nächsten Sonntag lesen wir:

Hans Herbert Michels



Als Salondame in einem französischen Lustspiel. Aufn.: Bieber, Berlin.

mit ihm zusammen in Hamburg in dem gleichen Stück gastiert. In dieser Zeit liegen für Marie Fraendorfer unvergessliche Erlebnisse. Sie selbst ist zu dieser Zeit die von den Berlinern mit Beifall verurteilte und in jeder Aufführung gefeierte Schauspielerin.

Als sie aber Jahre später die Nachricht vom Tode ihres großen Lehrers Mitterwurzer und die vom Hinscheiden Joseph Kainz erreicht, glaubt sie, mit dem deutschen Theater sei es nun zu Ende.

Durch Pleiten vertrieben

In Berlin aber begann sehr bald die Zeit wechselvoller Theaterjahre. Alle Augenblicke hatte ein Theater einen neuen Intendanten. Natürlich blieben auch die Schauspieler von diesem unruhigen Leben nicht un-

Fernande.
Partier Stückenbild in 4 Akten von Victorien Sardou
Deutsch von Eduard Hauptner.

Clotilde, Gräfin von Kollerau	Marie Fraendorfer
Adelheid, Marquise von Wey	Edvard Bierich
Philippe von Pommer, Oberst	Eduard Bruns
Georgine, seine Frau	Martha Dreyer
Flora von Strome	Eda von Dornow
Duchesse von Gury	Dahm Zisch
Marquis de St. Germain, sein Onkel	Clara Wied
Mohamed Serkhal	Luise v. Poelitz
Fernande, ihre Tochter	Era Franke
Beaulieu	Julius Söhler
Mitraspasi	Robert Lehmann
Don Ramon, Commendador	Hermann Döhl
General de Sautel	Albrecht Mendel
Baron von Brumay	Karl Payer
Seine Kammerdiener	August Schrey
Seine Kammerdienerin	Willybald Böhm
Die Bedienten	Dieterich Blum
Baron	Helene Scholz
Seine Frau	Edith Mühl
Seine Dienerschaft	Emmy Wagner
Seine Bedienten	Julius Müller
Seine Bedienten	Carl Dreyer
Seine Bedienten	Sofie Berg
Seine Bedienten	Emil Laback

Am 1. und 2. März findet je eine Vorstellung statt.
Schauspielhaus '17 Sp. - Leitung des Herrnhuter '18 Sp.
Wagen und Solange Cape, Fernande.

Der Theaterzettel mit Marie Fraendorfer an der Spitze. Sie spielte in diesem Stück Abend für Abend mit dem größten Erfolg die Clotilde.

So sagte Felizian

Von Werner Dellers

Das kleine Kaffeehaus, das er täglich zu besuchen pflegte, fügte zu dem Vortage, eine Anzahl Zeitungen und Zeitschriften auflegen zu haben, in den Mittagsstunden jenen zweiten, der zur erschöpfenden Ausbeutung des ersten unerlässlich war: eine fast vollkommene Keere und Ruhe. Auch heute war, als er eintrat, nur ein Gast im Lokal, ein junges Mädchen, das saß in einer Ecke saß.

Als Felizian nach der vierten Zeitung griff, sah sie immer noch da. Darüber wunderte er sich, und als er, über den Zeitungsbund hinweg zu ihr hinüberlief, nahm sie seine Aufmerksamkeit gefangen. Sie schien ein wenig scheu und auch ungeduldig, und als nun die Tür aufging, gab es ihr einen Ruck, ihre Blicke bestiegen sich gespannt auf den Eingang. Doch sogleich löste sich die erwartungsvolle Spannung wieder, und in die Augen schied eine kleine Traurigkeit, ja ein Schimmer von Angst.

Felizian hielt immer noch die Zeitung und blickte über den Rand. Das Mädchen, in einem blauen, zierlichen Kleid mit kurzen Ärmeln, war nicht sonderlich schön zu nennen, doch hatte es ein kluges, ebenmäßiges Gesicht und eine klare Stirn. Vor allem aber umgab sie der Duft der

HERBSTABEND

Von Herbert Böhm

Langsam fließt wie Wein aus goldener Schale rote Glut des Abends. Sanft geblendet faltet sich der Wolkenrande fahle, kalte Scheu, daß sich die Sonne wendet.

Nebelgeister nagen an den Wiesen, Schermerut wirft ihr silbergraues Kleid, und verhoht im Wald von Eichenriesen spinnt die Nacht schon an der Ewigkeit.

Jugend und Unverfälschtheit, jene gleich zauberhafte wie rührende Befangenheit, die aus der heimlichen Furcht vor den großen, noch unbekannten Geheimnissen der Welt kommt.

Felizian hatte Mittelde mit ihr, und mit dem Mittelde ergriß ihn ehrlicher Zorn auf den „Windbeutel“, der die Enttäuschung über sich und warten ließ, unbekümmert um ihre Unerfahrenheit, unbekümmert um ihre Not und Angst. So sind die Männer! dachte er bitter und bemühte sich, eine kleine Unbegreiflichkeit aus seinem Innern wegzuschleusen.

Je länger er sie ansah, um so mehr schien es ihm, daß sie herrlich sei. Die klare Stirn und die großen, blauen Augen waren felsam beglänzt, in dem weichen, schmalen Gesicht waren nebeneinander das Kind und die Frau, anscheinend unzertrennlich. Die Not und Enttäuschung aber, die sich darin spiegeln, bewegten mehr und mehr sein Herz. Wie lange wohl mochte sie hier schon ansitzen, immer noch wartend, immer noch hoffend? Was nun, wenn ihre Enttäuschung vollendet, wenn ihre Treue verraten werden würde? Was es etwas Schmähtlicheres als das Verhalten des Burschen, der mit der Unschuld dieses reinen Gottesgeschöpfes sein Spiel trieb?

Felizian hatte die Zeitung hingelegt und hielt nun den Kopf in die Hand geküßt. Heimlich beobachtete er die wachsende Rot der Kleinen, die immer erbarmungswürdiger wurde. Wahrscheinlich wird sie gleich zu weinen anfangen, dachte er. Schon sah er im Geiste, wie sie ihr Taschentuch ausstramte und es verflochten an die Augen drückte. Er fürchtete es und gleichzeitig schmeckte er es herbei. Er würde dann aufstehen und sich um sie bemühen. Er stellte sich vor, wie er ihr zuredete, wie er mit ihr durch den Schloßgarten spazieren, wie er sie trösten würde, auf jede Weise.

Ohne daß er sich dessen bewußt wurde, fing Felizian an, seine Krawatte zurechtzurufen, die Fäden zu knöpfen, das Haar glatt zu streichen.

Da ging die Tür auf. Die Blicke der Kleinen flogen hinüber, dann sprang sie auf, wie elektrifiziert. „Johannes!“ rief sie erlöst und frohlockend und lief einem jungen Manne entgegen, der mit allen Zeichen der Hast hereinkam und nun — offenbar erklärend und sich entschuldigend — auf sie einredete. Das Gesicht des Mädchens war völlig verwandelt, es strahlte und leuchtete von einem großen Glück.

Als die beiden kurz darauf lachend und plaudernd das Kaffeehaus verließen, trant auch Felizian seine Tasse leer. Und während der Kellner nach Kleingeld suchte, um herauszugeben, sagte er: „Na, das Mädchen da drüben hat sich aber noch mal angelehnt!“ Er hand auf und ging mit müßigem Gesicht hinaus.

MÜLLER & CO.

Von Fritz Müller-Partenkirchen

Wenn Fraulein war ich alt damals. Und mein Vater hatte ein Expeditionsgeschäft in der Bayerstraße. Müller & Co. hieß es und war nach meiner Meinung das erste Expeditionsgeschäft der Welt. Welcher Junge hätte 'eines Waters Handel nicht gerade so betrachtet? Aber dieses Jungen Kameraden sind ebenso natürlich die geborenen Zweifler. „Was?“ sagten sie, „was? das größte Expeditionsgeschäft der Welt? Daß i net lach — schon in der nächsten Straße kennst' sein Mensch meaz.“

Jetzt galt es meines Vaters Ehre und die meine. Eine Ehre wiederherzustellen, dazu sind die Betten da: „Woll'n wir weit'n“, sagte ich, „woll'n wir weit'n, wenn wir in der nächsten Straße irgend einen Menschen nach der Firma meines Vaters fragen — woll'n wir weit'n, daß er auf der Stell' uns sagen kann, wer sie ist und wo sie ist — woll'n wir weit'n, ha?“

„Jesse, da mußt' d' glatt verster'n mei Staba — Also au, zu fängt hogen wir die Heustrasse hinein. Ein dicker Mann kam uns entgegen.

„Sie, erlaub'n S“, sagte ich, „wo ist denn da Müller und Kompanie, das große Expeditionsgeschäft von Müller und Kompanie?“

Die Heldin im Leuchtturm

Von Mag Jungnickel

Auf der Insel Belle Isle an der Südküste der Bretagne steht hochgerichtet, wie der steile Finger eines Riesen, ein alter Leuchtturm. Es ist Abend.

Der Ocean tobt, tobt, brüllt und bellt und schenert seinen gigantischen Leib am Ufer. Der Turm, unmaßstäblich vom Sprühregen des Wisches, leuchtet nicht, seine Lampe wacht auf. Das Kreiselwerk dreht sich nicht. Der Turm ist erloschen.

Wo bleibt der Wärter? — Da kommt seine Frau gerannt. — Von allen Seiten wirft sich ihr der Sturm entgegen, läßt ihre Röcke flattern und ihre Haare knattern.

Sie ruft ihren Mann. Keine Antwort. Sie schleicht näher, geht suchend, wie von einer dumpfen Ähnung erfüllt.

Am Fuße der eisernen Treppe liegt er, blutig, fast leblos. Er ist beim Befestigen des Turmes ausgeglitten und in die Tiefe gelaufen wie ein Stein.

Wie der Etich einer glühenden Nadel fährt ihr heißes Erschrecken durchs Herz. Nun faßt sie den Mann und schleicht ihn auf eine Pritsche, die unten im Leuchtturm steht. Sie ruft ihn an, schreit in seine Ohren. Er öffnet die Augen. Wie ein Wunder ist das. Er erkennt sie. Seine Lippen formen leise und mühsam die Frage: ob das Licht oben auf dem Leuchtturm schon brenne?

Da weiten sich die Augen der Frau vor Entsetzen, sie stürzt zum Turm hinauf. Durch die Fensterrahmen sieht sie gespenstisch den Himmel jagen. Sie jündet das Licht an. Aber sie muß noch den Motor, der das Kreiselwerk in Bewegung hält, anwerfen. Die Frau müht sich, sammelt ihre Kraft und müht sich immer wieder. Der Motor will nicht anpringen. Und dazu kommt ihr noch die Nachricht ihres Mannes ins Gedächtnis, daß sechs große Dampfer den Leuchtturm passieren.

Die Lichtschein, wie sie jetzt stehen, stehen faßlich. Sie bringen die Schiffe in Gefahr. Die Ueberlegung zerpfeift ihr die Brust.

Der Kreiselmotor muß gehen. Er muß! Sie jagt wieder hinunter zu ihrem Mann. Er muß ihr Rat geben. Der Mann antwortet nicht, liegt in tiefer Ohnmacht. Sie rüttelt ihn. Nur ein Wort. Sie streift ihm das verwirre Haar, ruft ihn wie ein Kind und spricht zu ihm mit leiser, zärtlicher Stimme. Er wacht immer noch nicht auf. Es ist fast dunkel in der Kammer, in der der bemühteste Leuchtturmwärter liegt, nur der Lichtschein des Mondes, der durch das kleine Fensterrahmen fällt, leuchtet.

Wie aus einer Erharrung aufgerüttelt jagt die Frau wieder davon, hin in ihre Hütte, holt ihre beiden Jungen aus dem Bette. Halb angezogen, angefaßt und mitgezogen, steigt sie mit ihnen auf den Leuchtturm und dreht mit ihnen das Kreiselwerk.

Wie in einer Zerknirschung gehen die drei. Sie leuchten. Schweiß dringt aus den Poren, aber das Kreiselwerk dreht sich. O Gott, das Kreiselwerk dreht sich! Gleich aber weht wieder das Erblassen über das Gesicht der Frau, eine Erharrung überzieht ihre Züge. Sie denkt an ihren Mann, der unten hilflos liegt. Es ist ihr auf einmal, als ob er rufe. Qual durchdringt ihr Herz. Nun ist auf ihrem Gesicht ein Ausdruck den andern ab.

Sie läßt nach im Drehen des Rades, streicht sich die Haare aus der Stirn und sieht, daß sich das Rad noch dreht. Die Kraft der beiden Kinder scheint zuzunehmen. Sie können das Kreiselwerk allein bewältigen. Sie bittet die Jungen, weiterzudrehen, bis sie wiederkomme.

Unten liegt ihr Mann und stirbt. Draußen rollt scharri und brüllt das Meer.

Der Leuchtturmwärter ist tot, aber sein Turm ist hell und das Kreiselwerk geht.

Ein brennender Schmerz steigt in der Kehle der Frau empor, will sich in einem krampfhaften Weinen Luft machen. Mit Anspannung aller ihrer Kräfte unterdrückt sie es. Sie darf ihre Kinder nicht erschrecken.

Sie geht müde, wie zusammengesunken, wieder hinauf. Die Jungen zittern, können nicht mehr weiter. Ihre Hände sind blutig. Sie schiebt sie hinunter, nach Hause. geht wieder an ihren Platz und dreht stundenlang, mit geschlossenen Augen, zusammengesunkenen Zähnen.

Wie ein verdammtes Wesen, das sich an einer höllischen Aufgabe bemüht, leuchtend, unbarmherzig geplagt. Dann hält sie inne. Harrt vor sich hin, scheint umzusinken. Aber sofort hemmt sie sich, wie angeschmiebelt wieder an das Rad. Wie in Todesangst dreht sie. Und dann sinkt sie erschöpft zusammen. Die Sonne leuchtet.

Der Morgen kommt sich blühend und funkelnd über die Wasserwüste. Mähen zucken am Horizont.

Aber der Leuchtturm hat immer noch Licht. Kästenbewohner kommen.

Sie hatten das unregelmäßige Aufleuchten des Turmes in der Nacht bemerkt. Schon den toten Wärter und die



Herbst am Rhein Scherenschnitt von Hildegard Abt

Frau, die ohnmächtig neben dem Kreiselwerk liegt. Oben das Licht. Und das Meer liegt sanft, als wäre eine Hand darübergestrichen, damit es leise sei.

Die Reiterin

Von Hermann Linden

Wenn die Manegentür sich öffnete, feierlich-langsam Jhabell, die Kunstreiterin auf dem schwarzen Bengel „Aladin“ heraustrat, um Nr. 6 des Programms vorzuführen, so war das ein Anblick, der jedermanns Augen in eine zur Helligkeit gehöhrige Enttäuschung verrief. Da war ein Pferd, ein Pferd, das nicht nur herrlich gewachsen war und selbst glänzte, sondern das sogar ein Tier war mit Talent, ein Pferd, das tanzte, ein Pferd, das die langen, eleganten Beine mit einer Grazie in den Sand setzte, daß man sich, Musik bedarf nicht des Tons, Musik kann auch sein in stummer Bewegung. Daß zu dieser stummen Musik des tanzenden Pferdes die Zirkustafel — glücklicherweise gedämpft — obligatorische Begleitmusik machte, blieb ohne Belang. Es gab jedoch zu sehen, daß man vermag zu hören: denn auf diesem Pferd saß Jhabell, ein großes, vollschlankes, zu jenen Formen neigendes vier- und zwanzigjähriges Mädchen, eine Kunstreiterin von Ruf. Jhabell trug einen schwarzen Reitanzug. Schwarz das Pferd und schwarz die Reiterin, aber dies war das Besondere: Jhabells Haar. Es war blond, lang, weich gelockt und spielte hinab bis zu den Schultern. Niemals

hatte ich schöneres Haar gesehen, niemals ein solches edles Blond. Es war jenes Blond, mit dem die Natur geizt, das sie nur in Augenblicken der Gnade verleiht, jenes Blond, das die großen Venezianer und Rubens in unerfähllichem Maßrausch verleiht, jenes Blond, mit dem das Zauberbild der Lorelei die Rheinischiffer zum nächtlichen Todesfahrten lockt, jenes Blond, das Liebeskriege entfesselt, wo es sich zeigt, daß die Nyxifer in allen Sprachen der Welt befehlen, jenes Blond, das den Liebhaber von Kultur abhüllt, im Haar der Geliebten launisch zu wählen, das ihn schon macht und schüchtern, so daß er jede einzelne Locke zart und voller Bewunderung berührt, wie es Wundern der Natur geizt. Solches Blondhaar hatte Jhabell. Schwarz war das Pferd, schwarz war das Reitkleid, aber da war das Blondhaar, das wie Gold funkelte, wenn das Scheinwerferlicht es mit vollster Schärfe traf, und dieses Haar war es, dieses lange, schimmernde Gold, das der Reiterin etwas Sagenhaftes verlieh, etwas Balladestes, und das schienen alle Menschen im Raum zu spüren, denn die Blicke der Tausend eilten alle den gleichen Weg: vom Pferd zur Frau, von der Reiterin zum Haar und hier blieben sie haften wie an einem Phantom.

LICHT VON DRÜBEN

Von Hedwig Jorskreuter

Der Wind stemmte sich ihr entgegen, als die schwere Haustür ins Schloß sank. Dore lief die Stufen betastend, bog um die Ecke. Der Wind wehte in den Kastanien, es roch nach Blättern und Feuchte, Tropfen fielen, aus der Richtung des Dorfes bestete ein Hund.

Dore nahm all dies wahr, Wind, Kühle und Nachtgerüche, und strebte eilig vorwärts, bemüht, einem Gefühl nicht Raum zu lassen in sich, der Furcht, die in der Dunkelheit lauerte, um sich auf sie zu stürzen wie ein Tier. Denn dies war geliebtes von ihrer schweren Krankheit: sie, die sonst unbewegt blieb von Menschen jeder Art, der es nichts ausmachte, ihren Mann abends allein im kleinen Tourenwagen von der Bahn zu holen, was eine halbe Stunde Fahrt durch nächtlichen Wald bedeutete, sie, die ohne Begleitung ritt, sie fürchtete sich nun, ihre Nerven gaben nach. Es war ein gemächlicher Entschluß gewesen, allein um diese Zeit über den Hof zu gehen, einzig, weil Ulrich nach Dore gefragt hatte. Der Diener hatte seinen reinen Abend, und die Mädchen sangen in der Küche, da mochte sie nicht zögern. Zudem war

es beglückend, sich zu überwinden und diesen Weg für ihren Mann zu tun. Man sagte, Zigeuner seien wieder im Dorf gesehen worden und unheimlich entschlossene Gesellen unter ihnen. Doch gerade dieser Gedanke einer möglichen Unsicherheit spornte sie an.

Sie durchschritt die Pforte am Entengraben, aber querte den Hof, und nun suchte die Finger am Schloß des Hofkellers. Durch den Torweg des Wirtschaftshofes segten Windstöße, Dore drückte sich eng an das Türholz, der Kiesel gab nach. Die elektrische Taschenlampe blinkte auf, ein Schatten huschte über die Gasse, die weißgeputzten Wände und das Dedengewölbe.

Mit eiligen Händen raffte sich Dore Kefel auf, Mäuse huschten im Stroh, die Nacht stand schwarz vor der halboffenen Tür, die sich im Zug bewegte. Dore leuchtete über die Gasse, suchte die reifsten Früchte. Es war Torheit, sich zu fürchten. Jemandwo in einem Hofwinkel mußte der Nachtwächter sein, im Perdekall schlief der Schieferhund, und das Haus lag in Ruhe. Dennoch war ihr Gesicht wie das eines ängstlichen Kindes, als sie sich zum Zurückgehen entschloß. Der Hofplatz lag seltsam fahl im Licht des halben Mondes. Die ersten Schritte über den einsamen Platz gelangen noch leidlich gefast, dann machte es plötzlich im Gebüsch, es plätscherte im Entengraben, und die Frau flog dahin, gefast von Schrecken.

Niemand verfolgte sie. Sie begriff es, als sie aufatmete in der Halle stand, und sah mit leiser Beschämung zurück, die Kastanien behüteten den Stall gleich einer dunklen Mauer; der Ofen am Turm raschelte und flüsterte. Dore sah in diesem Gegenfug zwischen Geräume und Stille, zwischen Nachtstille und Wärme des Hauses mit einer Deutlichkeit, die sie lange nicht empfand, die Geborgenheit ihres Lebens. Wohl war es nicht leicht mit ihm, bei ihm gab es kein Ruben und befürchtetes Treuen; es war eher ein festes Vereisen, ein Wachsein und Aufmerken äußerster Art nötig, um seine Zufriedenheit zu behalten. In seiner Nähe gab es niemals ein Schgehenlassen, kaum ein Geklimper. Und sie, die aus umhagtem Elternhaus kam, hatte anfangs vor Hilflosigkeit Zehler um Zehler begangen. Nun liebte sie die fähle klare Atmosphäre um ihren Mann, sie hatte bei ihm Selbständigt gelernt, und wenn sie auch zuweilen Wärme entbehrte, so spürte sie in felsenigen Augenblicken, daß sie ihm näher gekommen war, daß Schranken zu finken begannen, die sie für unübersteigbar gehalten hatte.

Sie hing den Mantel an den Wandriegel, tat die Schlüssel an den Haken und stand dann im kleinen Anrichtezimmer, ein Tuch in der Hand, um die Früchte blank zu reiben. Der Kristallkeller auf der Tischplatte

flirrte leise, eine Tür war im Hause angefliegen, Schritte liefen über Treppen. Dore hörte ihren Namen rufen, sie stieß die Tür auf, ihr Mann stand an der Schwelle, die etwas zu breite Gestalt tragend vorgebeugt, das Gesicht erkant und ärgerlich. Er war gewohnt, daß sie ihm um diese Stunde vorlas, und er liebte keine Programmänderungen oder doch nur solche, die von ihm ausgingen.

„Was tuft du hier?“ Die Frage klang scharf. Da sah er das Doh in ihrer Hand, sah winzgerwehte Haare, gerötete Wangen, die Augen groß und triumphierend in dem garten Gesicht, und wußte, wo sie für ihn gewesen war. So kurz nach ihrer Krankheit, die ihr das Ausgehen noch verbot und nach der sie schreckhaft geblieben war wie ein kleines Mädchen. Seit in einer der letzten Nächte Zigeuner in den Bauernhöfen einbrachen, traten selbst die Hausmädchen abendliche Gänge nur zu zweien und dreien an.

Er fragte, ob sie allein gegangen sei und weshalb. Als sie schwieg, einfach, weil er die Antwort mußte, geschah jenes Wunder, das Dore noch niemals an ihrem Mann erlebt: über sein Gesicht lief ein Juden, ein wunderbar bewegtes Lächeln, das ihn um Jahre verjüngte. Es war, als würde ein Vorhang weggezogen von seinem Ich, die schamhafte Hülle, hinter der sich die Seele verdeckt, und das göttliche Geheimnis selbst sehe die Frau an: Licht von drüben. Dore zitterte und empfing mit weitoffenen Augen diesen Blick der Liebe. Sie hatte geträumt, daß solche Tiefe in ihrem Mann schlummern müsse. Einmal würde sie sein Gesicht so sehen, das wußte sie, aber sie glaubte bisher, dies würde erst in ihrer oder in seiner Todesstunde geschehen. Erst wenn die Vollkommenheit ihre Häupter freilegte. Nun war sie krank gewesen und dem Tode sehr nahe. Jede Erkältung konnte sie von neuem gefährden. Und Achim wußte dies.

Wirbel war um sie. Durch ihr Hirn jagten Erinnerungsbilder aus ihrer Ehe, sein rauches, eigenwohntes Werden, ihre bemühtige Eingabe, das Leben in der scharfen Luft seiner Geistigkeit, in der ihre Sehnsucht oft fror. Sie war sein nächster Mensch, doch welche Fernen lagen oft zwischen ihnen, welche Strecken der Dede. Ein Ring der Unnahbarkeit umgrenzte den Mann.

Und nun war die goldene Brücke geschlagen, für eines Augenblicks Dauer. Nachher würde wieder Dämmerung sein, Gelassenheit, Kühle. Was tat es? Einmal hatte sie das volle Licht gekostet.

Sie sprachen nicht, sie saßen sich nur an. Dore nahm einen Apfel vom Kristalltisch und bot ihn dem Manne. Sie lächelte, und ihre Lider suchten nicht, als sie wieder zu ihm aufsaß, umgeben durch das Licht von drüben.

Der hundertjährige Kampf um den Wunderstoff Aluminium

Metall aus LEHM

Ein Tatsachenbericht von Alex Büttner und Fred Feez

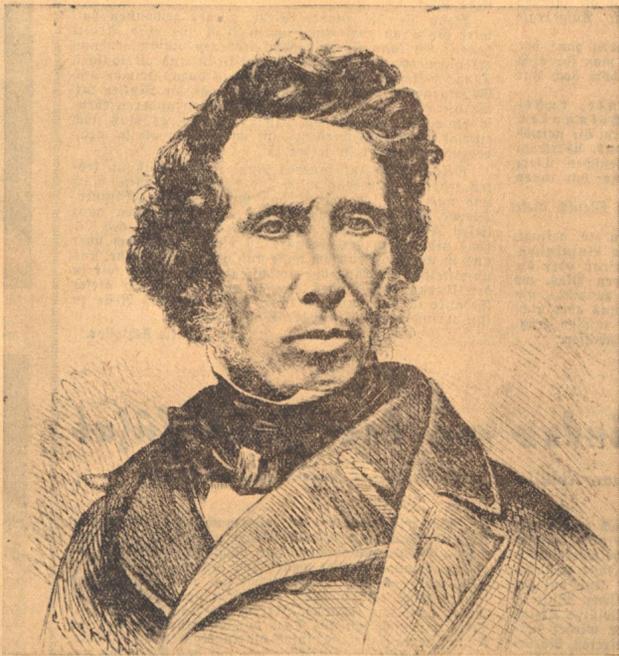
Copyright bei Franzische Verlagsanstalt, Stuttgart.

Als der erste Sturm der Begeisterung sich gelegt hatte, ergriff Davy von neuem das Wort: „Ich mache nun einen zweiten Versuch. Habe ich soeben das Kali zerlegt, so werde ich nunmehr das Natron sprengen!“ Er trat zu dem zweiten Tiegel zu seiner Linken, er hob ihn hoch und mit Staunen sah es die Anwesenden: es war eine Schale aus reinem Gold.

In dieser Schale lagen kleine Klumpen bräunlichweißen Natrons, eines Minerals, das den meisten von den Apothekern her bekannt war. Wieder wurden die beiden geheimnisvollen Drähte von der ebenso geheimnisvollen metallenen Säule zum Tiegel geführt. Die wenigsten hatten bemerkt, daß der blühschnell arbeitende Experimentator inzwischen schon eine neue Säule aufgebaut hatte, noch größer, noch stärker als die vorige, denn nicht weniger als 250 kupferne und zinnerne Plattenpaare wurden nun in den Kampf geschickt.

Neben George Drummel sah der Minister seiner Majestät, Lord Eldon. Er staunt und voll heimlicher Betrübniß war er den Vorgängen auf dem Podium gefolgt. Von Voltascher Säule, von galvanischem Strom, von Kali und Elektrolyse verstand er nichts. Aber unbewußt schreckte den alten Torry die gefährliche, ja geradezu revolutionäre Idee, die in diesen Experimenten wohnte. Steine zer Sprengen! Was konnte das gut sein? Erde und Mineralien, die Gott geschaffen, in ihre Teile zerlegen wollen? War das nicht frevelhafte Anmaßung, Aufstand gegen die Götter des Himmels? Wehe, wenn der Geist dieser Wissenschaftler die breiten Massen ergriff! Sittlichkeit und Anstand, Religion und Ehrfurcht schienen in Gefahr. Lord Eldon schief sah auf. Ein Schrei des Entsetzens ging durch den Saal. Es konnte kein Zweifel sein: das ganze Podium war erschüttert.

Wieder hatte der Strom durch die geheimnisvollen Drähte den Weg zum Mineral genommen und griff es von beiden Seiten an. Diesem Ansturm war das Natron nicht gewachsen. Unter heftigem Brausen schmolz es an dem unteren, dem positiv geladenen Pol. Oben aber, wo der negative Strom es traf,



Friedrich Wöhler, der große deutsche Chemiker, dem als erstem die Darstellung des Aluminiums als neues Metall gelang.

lenen, kaum dreißigjährigen Lehrer der Physik an der Royal Institution zu London mit einem Schläge weltberühmt. Es kamen Einladungen und Anerkennungen. Der König

Scherins Kellern zusammengebetelt hatte. Wöhler kaufte sie ihm ab, schmolz sie um und baute sich daraus einen seltsamen kleinen Turm aus Kupfer und Zink. Fassungslos sah der kleine Meier, was aus seinen schönen Münzen geworden war. Aber sein Freund sollte mit geheimnisvoller Miene einen großen Granit-Tiegel herbei, den ihm der Münzmeister Dunken geschenkt hatte, und begann zu experimentieren.

„Das ist eine Voltasche Säule,“ sagte er bedeutungslos. „Dort drinnen liegt Kali, daraus mache ich jetzt Kalium!“

Schwelmer lachten wurde herbeizitiert und mußte den Blasebalg treten. Fiebernd vor Aufregung verfolgten die beiden Knaben das wunderbare Spiel des elektrischen Stromes, der die tote Erdmasse zum Zischen brachte. Aber ihre jugendliche Begeisterung bekam einen Dämpfer: Die Voltasche Säule war zu schwach, das Kalium wollte sich nicht zeigen. „Na, dann nicht!“ sagte Friedrich ärgerlich. „Da nächste Mal probieren wir's ohne Strom, mit Säure!“

Diese nievergessene Enttäuschung des wissenschaftlichen Knaben war Schuld daran, daß Friedrich Wöhler später das Aluminium nicht auf elektrolytischem, sondern auf gemischtem Wege suchte und fand.

Das Experimentieren aber hat er auch später nicht lassen können, als er als wohlhabender Student der Medizin die Universität zu Marburg besog.

Sein armer Hauswirt ist entsetzt, als die enge Studentenstube sich mehr und mehr in ein lebensgefährliches Laboratorium wandelt. Eines abends trifft ihn fast der Schlag, als er die Stube seines Mieters betritt. Kaum haben seine Augen sich an das Dunkel gewöhnt, da sieht er aus allen Ecken, von allen Wänden her ein gepsenitiches Rauschen und Glimmern, hunderte böse Koboldaugen scheinen ihm anzulächeln. Von Todesangst gepackt stürzt er aus dem Zimmer und prallt auf dem Gang mit Wöhler zusammen: „Ganz jetzt des Unfalls, Herr Studio — aus,“ schreit er erbittert, „ist mein Haus eine Hexen-Küche?“

Lächelnd nickt der Student ihm wieder mit in sein Zimmer, drückt ihn in einen Sessel und verprügelt ihm einen Beutel besten Tabaks, wenn er ein klein wenig sich gedulden wollte. Im Schein des flackernden Kerzenlichtes legt er ein kleines metallisch glänzendes Stäbchen auf einen Tiegel und zündet es an. „Sie sehen nun, verehrter Herr,“ sagte er geheimnisvoll, „die Riesenschlange des Pharaos Amen-Hotep!“

Kaum hat er das unverständliche Zauberwort gemurmelt, da quillt vor den Augen des entsetzten Bürgers unter bläulichen Flämmchen ein riesenhafter grauer Wurm aus dem kleinen Stäbchen hervor, reckt sich, ringelt und windet sich, wie eine Schlange über den Tiegel hinaus auf den Tisch und kommt langsam auf den Besucher zugeföhren.

Wie wieder hat der Hauswirt es gewagt, das Zimmer seines Studenten zu betreten. Noch heute aber führen unsere Spielwarengeschäfte jenes harmlose und doch so erstaunliche Wunderpielzeug „Pharaoschlange“, das damals zu Marburg der stud. med. Friedrich Wöhler als Erster aus einem Stäbchen

Schwefel — Cyan — Quecksilber fabriziert hat.

So wanderte, während er Mineralogie und Botanik, Physik, Mathematik und Anatomie studiert, Wöhlers Geist immer wieder zurück zu den Rechenformeln der Chemie. Und als er eines Tages durch Vermittlung des großen Heidelberger Chemikers Leopold Gmelin eine Einladung zu Berzelius, dem berühmten schwedischen Gelehrten erhielt, war sein Entschluß rasch gefaßt.

„Noch in demselben Monat“ — erzählt Friedrich Wöhler in seinen „Jugenderinnerungen eines Chemikers“ — reiste ich von Frankfurt nach Stibed. Nur ein kleines Segelschiff lag für Stockholm im Hafen. Der Kapitän verhandelte sich dazu, mich mitzunehmen, aber erst in drei Wochen, weil er nicht früher Ladung habe. Endlich, am 23. Oktober war das Schiff seelfertig, fuhr nach Travemünde, und am 25. schiffte ich mich hier ein.

Kaum konnte ich am Morgen nach der Landung die Zeit erwarten, die ich für den Besuch bei Berzelius für schicklich hielt. Er wohnte im Haus der Akademie der Wissenschaften. Mit klopfendem Herzen stand ich vor der Tür. Ein sauber gekleideter, stattlicher Mann von blühendem Aussehen öffnete: es war Berzelius selbst. Als er mich in sein Laboratorium führte, war ich wie in einem Traum.

Gleich am folgenden Tage fing ich an zu arbeiten. Ich bekam für meinen alleinigen Gebrauch einen Platintiegel, eine Waage mit Gewicht, eine Spiritusküche, und mußte mir vor allem ein Vtrohr anschaffen, auf dessen Anwendung Berzelius großen Wert legte. Auch Weingeist für die Lampen und Del für den Gasblettisch hatte man sich auf eigene Kosten zu halten. Die gewöhnlichen Reagenzien und Gerätschaften waren gemeinschaftlich.

Ich war damals der einzige Schüler im Laboratorium. Es bestand aus zwei gemöhnlichen Zimmern mit höchst einfacher Einrichtung. Man sah darin weder Defen noch Dampfzylinder, weder Wasser- noch Gasleitungen. In dem einen Zimmer standen zwei gewöhnliche lange Arbeitstische von Tannenholz, an dem andern ich den meinsten. An den Wänden standen einige Schränke, in der Mitte die Quecksilberwanne und der Gasblettisch. Außerdem bestand sich darin die Spülkanal, bestehend aus einem Wasserbehälter von Steinzeug mit Hahn und einem darunterstehenden Topf, wo täglich die gereinigte Köchin Anna die Gefäße zu reinigen hatte.

In dem andern Zimmer befanden sich die Waagen und einige Schränke mit Instrumenten. Nebenbei noch eine kleine Werkstätt mit einer Drehbank. In der neben Küche, in der Anna das Essen bereitete, stand ein kleiner Glasofen und das fortwährend geheizte Sandbad.

In dieser seltsamen, uns Heutigen so unendlich primitiv erscheinenden Umgebung wußte nun der junge Medizinstudent Friedrich Wöhler zum Chemiker heran.

Eine denkwürdige Begegnung

Wie im Flug vergehen diese Monate in Stockholm. Sie sind angefüllt mit Vorträgen und Experimenten, mit Tagungen und fest-

lichen Empfängen im königlichen Schloß, wo Berzelius ein gern gesehener Gast ist. Da ruft den Gelehrten eine Freundschaft zu einer Studienreise durch Skandinavien, Wöhler darf ihn begleiten. Er erlebt das Wunder der taghellen nordischen Nächte, durchwandert die unterirdische Bergwerkswelt von Falun und die endlosen Wälder Skandinaviens. In Helsingborg hat er seine seltsame, für ihn unvergeßliche Begegnung.

„Wir wollen“, sagte Berzelius eines Abends, „noch einige Tage hier bleiben. Ich erwarte einen Freund, von dem Sie sicher auch schon gehört haben, Sir Humphry Davy!“

Dem jungen Wöhler verfiel es den Kiem. Erst diese Monate bei Berzelius, und jetzt noch eine Begegnung mit Humphry Davy? Davy, der das Jodium entdeckt hatte, das Kalium, das Natrium, beinahe auch das Aluminium.

In einem kleinen unscheinbaren Gasthof zu Helsingborg fand in den ersten Juliagen des Jahres 1824 die Begegnung jener drei Männer statt: des genialen Engländers, der die moderne Chemie begründet hatte, des großen Schweden, der sie zur exakten Wissenschaft gemacht hatte, und des jungen Deutschen, der sie bald darauf endgültig zum Siege führen sollte.

„Der Vachsfang“, sagte Sir Humphry Davy und streckte seinem Freund die lipindürre Hand entgegen, „der Vachsfang im herrlichen Halmstad hat mich solange aufbehalten, lieber Kollege. Ich kehre nun nach England zurück, frisch gestärkt. Ich werde ein Buch schreiben.“



Der berühmte schwedische Forscher Berzelius, bei dem Friedrich Wöhler lange weilte. Von ihm berichtet unser heutiger Tatsachenbericht. Büttner-Archiv (3)

„Ausgezeichnet,“ sagte Berzelius, „ein Buch, worüber?“

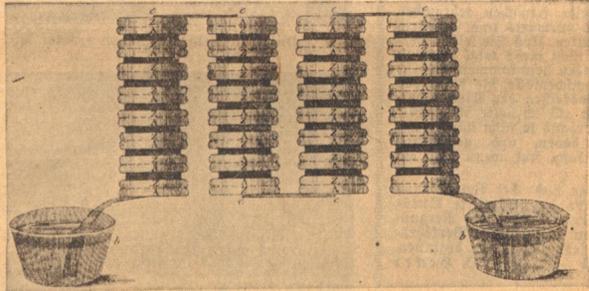
„Ueber den Vachsfang,“ erwiderte Davy. „Sehen Sie, lieber Kollege, der richtige Vachsfang ist eine so hohe Kunst.“

Eine halbe Stunde lang sprach Sir Humphry Davy, der große Chemiker, mit Berzelius, seinem großen Fachkollegen, vor dem fassungslos zuhörenden Wöhler über den Vachsfang, sein Vorkommen und die Kunst, ihn zu fangen. Kein Wort von Physik, kein Wort von Chemie!

Schade, denkt Berzelius, von diesem langerehnten Zusammentreffen soll ebenio schwer enttäuscht, wie sein Schüler Wöhler: Dieser Mann hätte die Chemie um ein ganzes Jahrhundert weiterbringen können, aber jetzt sieht ich, er ist doch nur ein glänzendes Strichlicht geblieben!

Fünf Jahre später erfuhr Wöhler, daß Humphry Davy in Genf einem Schlaganfall erlegen war. Das Buch über den Vachsfang, „Salmonia“, betitelt, hatte er wirklich noch geschrieben. Aber da war Wöhler schon längst in Berlin.

(Fortsetzung folgt)



Eine Voltasche Säule aus zweierlei Metallen, womit Humphrey Davy sein berühmtes erstes Aluminiumexperiment unternahm.

bildeten sich viele kleine, hellglänzende Kügelchen, die brennend mit großer Schnelligkeit durch die Luft flogen und mit Getöse zerknallten. Es war ein phantastisches Feuerwerk. Mitten in das brennende Getöse hinein aber erklang, die sich entzündende Unruhe überdrückend, schrill und laut Davys triumphierende Stimme:

„Natrium! Natrium! Gentlemen! Sie sehen das Natrium, Sie sehen ein neues Metall!“

Langsam legte sich der Schreden, langsam machte das Staunen einem ersten Versehen Platz. Von Mund zu Mund lief flüsternd die Erkenntnis: Aus Stein war Metall geworden! Es gab nicht nur Eisen, Gold, Silber, Kupfer, Zinn, nein, auch in der Erde, in den Mineralien schlummernten neue, bisher nicht gekannte Metalle. Welch unvorstellbare Entdeckung, welch genialer Mensch!

Lange dauerte es, bis Humphry Davy an diesem Abend wieder zu Wort kommen konnte: „Ich habe soeben,“ sagte er „vor Ihren Augen das Kali und das Natron zerlegt und daraus neue Körper gewonnen. Diese Körper haben die Undurchsichtigkeit, den Glanz und die Dehnbarkeit der Metalle, sie leiten Wärme und Elektrizität ebenso, und ihr sehr geringes spezifisches Gewicht allein scheint mir kein Grund, sie nicht Metalle zu nennen. Denn auch unter den schon bekannten Metallen herrscht in dieser Hinsicht große Verschiedenheit. Und es ist sehr wahrscheinlich, daß wir noch weitere, ähnliche Körper finden werden, die ebenfalls zu diesen leichten Metallen gehören. Mein nächster Versuch, mit dem ich mich in den kommenden Monaten beschäftigen werde, wird der Alaun-Erde gelten. Ich bin selbst in die Berge von Doonagal gegangen und habe mir jenes aluminhaltige Gestein geholt, das ich nunmehr als nächstes zu zerlegen gedenke. Ich bin sicher, auch in ihm ein neues, leichtes Metall zu finden, das ich heute schon Aluminium nennen möchte.“

Diese Väter-Vorlesung des Jahres 1808 machte den bis dahin noch wenig hervorgetre-

selbst schlug Davy zum Ritter, George Drummel wurde sein Freund, die ganze Londoner Society lag ihm zu Füßen. —

Aber dem makellosen Trübel der Feste und Ehrungen ist Davys, durch nächstliegende Experimente geschwächter Körper nicht gewachsen. In einer schweren, monatelangen Krankheit verfiel der zum Greisen nahe Traum von der Entdeckung des Aluminiums.

Was dem ruhelosen Geiste dieses genialen Engländers verlag blieb, das erschloß sich zwanzig Jahre später dem ersten Streben eines stillen deutschen Gelehrten: Friedrich Wöhler.

Drittes Kapitel

worin ein Mediziner zur Chemie umstieß

Der junge Wöhler, Sohn eines begüterten Landstallmeisters in einem kleinen Dodezburgerstädtchen unweit von Frankfurt am Main sollte und wollte eigentlich Arzt werden. Er studierte auch drei Jahre lang fleißig Medizin und machte seinen Doktor „magna cum laude“. Aber plötzlich brach in ihm wieder seine alte Jugendliebe durch zur Chemie. Da die Chemie hatte es ihm schon als Kind angetan!

Seine Mitschüler sammelten Bleisoldaten oder Schmetterlinge, oder lieferten sich blühende Straßenschlägen als Franzosen und Kanaken rund um den „Müser“ herum. In des jungen Wöhlers Zimmer fanden Retorten und Gläser, lagen Tiegel und Kolben, Trichter und Phiole und seltsame mineralische Gesteine in Massen. Wohnte die Mutter auch die Hände ringen und der Vater mehr als einmal nach dem Rohrdrücken greifen, der Junge suchte doch immer wieder heimlich in die Küche, um im Kohlenbecken geheimnisvolle Schmelzungen vorzunehmen.

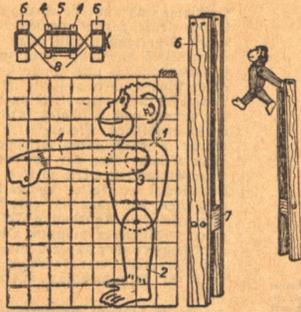
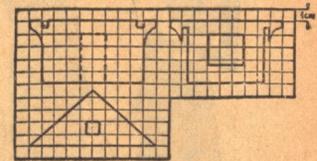
Sein Schulfreund, der kleine Meier, hatte eine herrliche Sammlung von großen kupfernen Kopfen angelegt, die er sich von Tisch-

Unsere Bastelckecke:

Turnendes Affchen

Ein Affchen, das auf Kommando lurnt, kopschüttelt und allerlei Akrobatia treibt, ist ein Spielzeug, das wohl immer gefaßt und das sich jeder leicht selber machen kann. Nach dem Zentimeterrechenplan werden Kopf und Rumpf 1, die Beine 2 und die Arme 4 des Affchens aus 2 Millimeter Laubfägenholz ausgefäht und sodann nach Art einer beweglichen Gliedergruppe mit vernieteten Nägeln zusammengefügt. Zwischen Rumpf und Arme werden 2 Millimeter dicke Scheibchen 3 aus Kork oder Holz beigelegt. Beim Zusammenfügen des Figürchens ist zu beachten, daß alles leicht beweglich bleibt.

Zwischen die Hände wird ein 6 Millimeter dickes und 12 Millimeter großes Holzscheibchen 5 geleimt. Sodann werden Hände und Köpfechen, wie es im Rechenplan ersichtlich ist, zweimal durchbohrt.



Nun folgt das „Red“, auf dem das Affchen lurnt. Das Gestell besteht aus zwei 28 Zentimeter langen und 20 mal 4 Millimeter starken Holzleiten 6, zwischen die 7 Zentimeter vom unteren Ende entfernt, ein 2 Zentimeter großer Holzwickel 7 locker festgenagelt wird. Mit man soweit, dann werden die Oberenden der Leitern ebenio wie die Hände 5 zweimal durchbohrt, und legt das Affchen nach der Nebensicht mit hartem Zwirn 8 zwischen den Pfostenenden festgebunden. Drückt man die Pfosten am Griffende aufeinander, dann gehen sie oben auseinander, dabei wird der gefreuzte Zwirn aufgedreht und das Affchen beginnt zu lurnen.

Mit Wasserfarbe oder Bleien kann man das Spielzeug bemalen. Nach dem Trocknen wird es lackiert.

Das Gehirn der Armee



Helmuth von Moltke, der große Feldherr der deutschen Einheitskriege

Männer, die den deutschen



Neithardt von Gneisenau, der geniale Generalstabschef Blüchers

Generalstab leiteten



Gerhard David Scharnhorst (1755—1813), der Reorganisator des preussischen Heeres nach der Katastrophe von 1806.

Zu seiner heutigen Bedeutung wuchs der Generalstab erst im Laufe des 19. Jahrhunderts heran: Scharnhorst und Gneisenau sind in Preußen, Napoleon und Götter in Österreich seine geistigen Väter gewesen.

In Preußen ist erst am Ende der Befreiungskriege ein eigener Generalstab geschaffen worden. Aber sein Kern, der „Große Generalstab“ blieb noch Jahrzehntlang dem Kriegsministerium unterstellt, bis es der Wucht der Persönlichkeit eines Moltke gelang, ihm diejenige selbständige Form zu geben, die sich in den Einheitskriegen und im Weltkrieg hervorstechend bewährte. Vorbereitung der Landesverteidigung und Beratung des Feldherrn bei der Führung des Krieges haben von jeher im Mittelpunkt des Arbeitsgebietes des Generalstabes gestanden. In seinen Anfangsjahren hat die Landesvermessung, das Kartenwesen, die später als „Landesaufnahme“ eine Sonderabteilung in seinem Rahmen bildete, eine vorherrschende Rolle gespielt. So ist es kein Zufall, daß seine ersten Chefs — abgesehen von Grolman, dem alten Gehilfen Scharnhorsts, der den Posten nur kurze Zeit innehatte — die Generale von Muffling und von Krausen — wissenschaftlich anerkannte Militärgenie waren. General von Neuber ist vom Unteroffizier und Regimentschreiber durch eigene Kraft, durch Tüchtigkeit und Tapferkeit zu den höchsten Würden im Heere emporgestiegen.

„Wer ist dieser Moltke?“

Als Moltke an seine Stelle trat, war der lange, hagere General, der mehr einem Gelehrten als einem Offizier glich, dem größten Teil der Armee so gut wie unbekannt, war die Stellung des Chefs des Generalstabes noch nicht so befestigt, daß sie ihm in den Feldzügen von 1864 und 1866 das nötige Übergewicht über die ihm dienstlich nicht unterstellten Armeeführer und kommandierenden Generale gab. Noch am Abend vor Königgrätz fragte ein General, dem man einen von Moltke unterzeichneten Befehl überbrachte, unwirsch: „Wer ist dieser General von Moltke?“ Graf Schlieffen urteilt über Moltkes Einfluß im Jahre 1866: „Die preussischen Generale, so ausgezeichnet und hervorragend sie auch waren, vermochten sich nicht in den Ideenzirkel des grauen Theoretikers, der nicht einmal eine Kompanie geführt hatte, zu finden. Moltke mußte immer wieder ruhig und unverdrossen die von ihnen gestörten Zirkel herstellen. Zuerst hatte er sich auf gütliches Zureden beschränkt, schließlich mußte er zur Anwendung königlicher Befehle schärfster Form greifen. Daß er doch seinen Willen durchsetzte und alles zu einem glücklichen Ende geführt hat, ist gewiß nicht die geringste seiner Leistungen gewesen.“

Freilich, 1870 fragte niemand mehr, wer General von Moltke war. Da beugte man sich — von vereinzelten Ausnahmen wie Steinmetz bei Spichern abgesehen — widerspruchslos seiner höheren Einsicht, seinem überlegenen Führergefühl. In den langen Friedensjahren nach den Einheitskriegen wurde er nie müde, an sich und seinem Werke zu arbeiten. Er erzog in

strenger Arbeit durch Planaufgaben, Uebungsreisen, im Wechsel zwischen Stab und Front dem Generalstab ein gleichmäßig gehaltenes Offizierskorps, in dem die Fähigkeit freier Entschlußkraft im Sinne der Führung lebendig blieb. Er entwarf in treffender Erkenntnis der Wechselwirkung zwischen Politik und Kriegsführung immer wieder neue Pläne für die Verwendung der Armee im Kriegsfall und bereitete die Mobilmachung mühselig vor.

Die Nachfolger des Schweigers

Moltkes Nachfolger, Graf Waldersee, hat militärisch sein Erbe voll gewahrt. Daß er sich auf dem Gebiet der Politik zu weit vorwagte, hat ihm und dem Generalstab nicht zum Segen gereicht. In Graf Schlieffen fand dann der Generalstab wieder einen Chef, der nicht nur selber mit Meisterhand die Pläne für den kommenden Zweifrontenkrieg entwarf, sondern auch

Graf Alfred von Waldersee



Nachfolger des großen Moltke

der Erzieher einer ganzen Generation von Generalstabsoffizieren wurde. Um seinen Nachfolger, den jüngeren General von Moltke, geht noch heute der Streit der Meinungen. Der Vorwurf, daß seine Verwässerung des Schlieffenplans, das heißt die Schwächung des rechten deutschen, durch Belgien vorgehenden Stoßflügels, zugunsten des hinhalten feststehenden linken Flügels in Vorkriegs die Quelle des Mißgeschicks an der Marne gewesen sei, wird in neuerer Zeit von den Kritikern nicht mehr mit gleicher Schärfe erhoben. Man glaubt den Gedankenängsten, die Moltke zu diesem Entschluß führten, und die vor allem in der veränderten politischen Lage wurzelten, eine gewisse Veredlung beimessen zu müssen.

General von Falkenhayn, der nach der Marne Schlacht ihn ersetzte, war im Frieden nicht in dem erwünschten Maße für seine Stellung vorgeeignet worden. Mit unerwünschter Arbeitskraft hat sich der jugendfrische, tatkräftige Mann an die Lösung der ihm übertragenen Aufgabe gemacht. Er ist ihr nicht gewachsen gewesen, wenn auch mit seinem Namen die Erfolgsfolge des Sommers 1913, die rasche Beendigung des rumänischen Feldzuges 1916 für alle Zeiten verknüpft bleiben werden. Ein unglückliches Geschick wollte es, daß es ihm nicht gelingen sollte, mit dem ihm an Gedankenreichtum überlegenen Chef des österreichischen Generalstabes, Conrad von Höbendorff zu einem erträglichen Zusammenwirken zu kommen.

Hindenburg und Ludendorff

So atmete mit ganz Deutschland die Armee auf, als im August 1916 in Hindenburg und Ludendorff jene Männer an die Spitze des Generalstabes traten, die durch ihre Taten längst einen Anspruch auf diesen Platz hatten. Die Form, in der es geschah, war politisch bedingt. Das Ansehen, als zweiter Chef des Generalstabes hinter Hindenburg zu treten, wies Ludendorff ab. „Mir schien“, so schreibt er in seinen Kriegserinnerungen, „die Bezeichnung „Erster Generalquartiermeister“ zweckmäßiger. Meiner Ansicht nach dürfte es nur einen Chef des Generalstabes geben, ich hatte mir indes ausdrücklich volle Mitverantwortung für alle zu fassenden Entschlüsse und Maßnahmen zu sichern lassen.“

Wir alle wissen, in welcher glücklichen Uebereinstimmung die beiden Feldherren die ihnen gestellten Aufgaben meisterten. Wir wissen um die Arbeit, durch die sie im folgenden Winter die deutsche Widerstandskraft auf ganz neue Grundlagen stellten. Wir wissen um ihre Abwehrkriege im Jahre 1917, ihre Angriffserfolge im Frühjahr und Sommer 1918. Wir haben mit Schmerzen erlebt, daß auch ihre Kraft nicht ausreichte, dem Ansturm der Feinde von innen und außen ein letztes Halt zu bieten. Wir sahen voll Dank, wie aus dem letzten Chef des Generalstabes des alten Heeres der Vater des Vaterlandes wurde.

Feindestücke hat dem Heere des Zwischenreiches, der Reichswehr, den Generalstab genommen. Mit dem neuen Heere ist er zu neuem Leben erweckt.



General der Artillerie Halder, der neuernannte Chef des Generalstabs.



Alfred Graf von Schlieffen, der Schöpfer des großen Aufmarschplanes im Westen, Ansmann-Archiv (?), Scherl (1)



Paul von Beneckendorff und Hindenburg übernahm in schwerster Stunde die Leitung des deutschen Generalstabs.



Generalstabchef von Falkenhayn. Nach einem Gemälde von Franz Triebisch.